This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573281 2

TIEDGE

Euer Wohlgeboren

[illegible]

[illegible]

[illegible]

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

V. H. Schnorr v. K. del. J. C. Böhme sc. Lips.

Urania

von

C. A. Tiedge.

Fünfte Auflage.

Halle, 1814.
In der Rengerschen Buchhandlung.

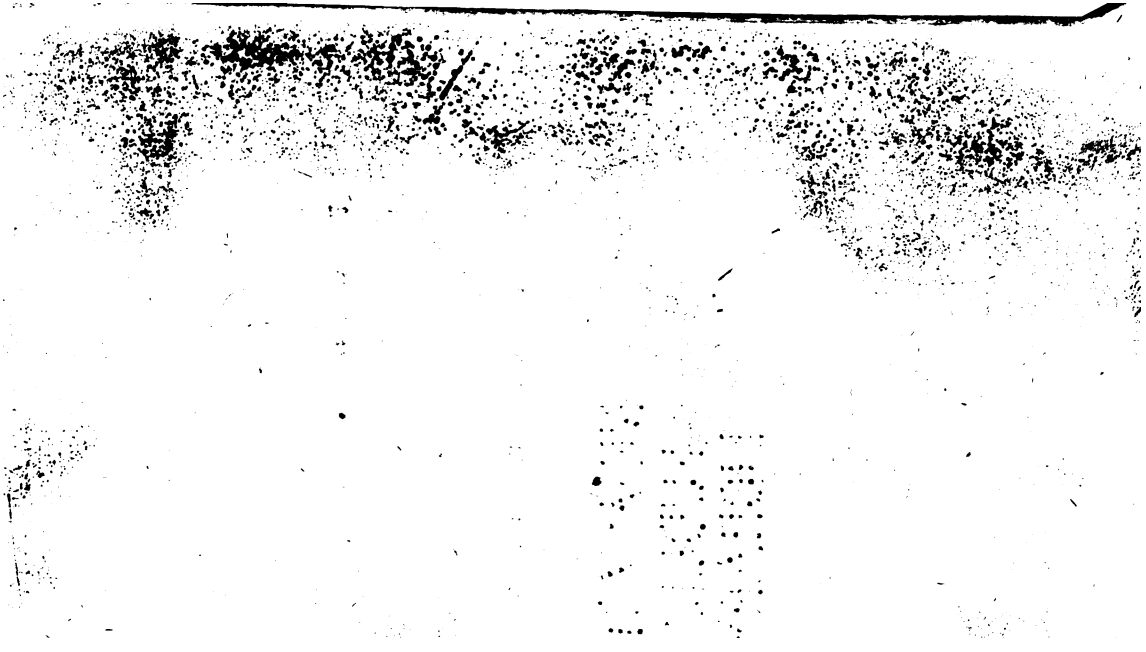
THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
792088 1
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1912 L

Urania

ein

lyrisch-didaktisches Gedicht

in sechs Gesängen.



An
meinen Gleim,
zum zweiten April 1801.

Zum Opfer Dir, dem Edeln, Weiſen,
Den heut in Emma's Hain ein ſchöner Altar ehrt,
Und Lieder, welche Dich Urania gelehrt,
Mehr, als des Freundes Lieder, preiſen;
Dir, Freund, der zwiſchen zwei Unſterblichkeiten ſteht,
Mit einem Kranz, den in geweihten Stunden,

Vom Hauche der Begeistrung angeweht,
Die Muse Halladats um Deine Stirn
gewunden;
O Dir, Du Sänger Gottes, weiht
Sich dieses Lied von Gott und der Unsterblichkeit.

Tiedge.

Die Weihe.

Ich weih' im Thale den tiefſten Hain,
Daß ſeine Beſchattung mich hülle;
Zum ruhigen Heiligthum weih' ich ihn ein,
Zum Tempel der ſeligen Stille.

Es iſt ein dämmerndes Friedensreich,
Das flüſternde Lauben umgrünen;
Da iſt mir am blühenden Roſengeſträuch
Ein weihender Engel erſchienen.

Mein Geiſt war fern um ein theures Grab,
Vertieft in unendliches Trauern;
Da kam auf mich ahnendes Leben herab,
Gleich wunderbar mächtigen Schauern.

Und ſchön, wie himmliſche Jungfrau'n, ſchön,
Zu heiliger Botſchaft erleſen,
Entſchwebte dem Lichte vergeltender Höh'n
Ein hohes, ätheriſches Weſen.

Hell floß um blondes Gelock der Kranz.
So ſtrahlt's an unſterblichen Stirnen;
Doch dämmert' es ernſt durch den leuchtenden Glanz,
Es war das erhabenſte Zürnen.

Wer biſt Du, ſchwebende Lichtgeſtalt?
Entflohſt du dem himmliſchen Reigen? — —

Nun wandelte leises Getön durch den Wald;
Urania! scholl's in den Zweigen.

Gebeutst Du, zürnend, Erhebung mir?
O zürne, Du Hohe, nicht länger!
Schon naht sich, in frommer Begeisterung,
Dir
Der einsame, trauernde Sänger.

Und sanfter floß um die Lichtgestalt
Die Ruhe der Göttergefilde;
Sanft tröstend umfing mich die süße Ge-
walt,
Die Kraft unaussprechlicher Milde.

O, darum weih' ich den tiefen Hain,
Daß seine Beschattung mich hülle,
Zum ruhigen Heiligthum weih' ich ihn ein,
Zum Tempel der seligen Stille!

Dort ſchwebt, vergöttert, mein Geiſt
hinauf,
Entfeſſelt hinüber ins Freie.
Den Altar Uraniens richtet' ich auf,
Im Hain der erhabenen Weihe.

Kein Frevler nahe dem Altar ſich,
Den heilige Schatten umſchleiern!
Dort aber ſoll, hohe Vergötterte, Dich
Mein ſanfteſter Harfenton feiern.

Erſter Geſang.

Inhalt.

Der Zweifler schaut in die Zeiten friedlicher Tage, in die Stille seines unbefangenen Glaubens hinüber, klagt die Ausstellungen einer skeptischen Philosophie an, und fodert von ihr seine harmlose Zuversicht, seine Ruhe zurück. V. 1—32. Ihn ergreift das Gefühl seines unvergeßlichsten Verlustes. Er blickt nach Hehra's, seiner Gattin, Gruft, und die Erinnerung führt ihm das Bild eines Sternenabends vor die Seele, den er mit Hehra feierte. Was einst war, ist nicht mehr. Solche Verluste stellen die innern Beruhigungen auf eine zu harte Probe. V. 33—66. In diesem Gedränge irrt das Gemüth trauernd umher, und trift auf Täuschung und Ungewißheit. V. 67—89. Daher

1. der Zweifel an dem Daseyn Gottes. Der forschende Verstand trit in die Natur hinaus, wo die Erscheinungen der physischen Welt auf eine Gottheit hin deuten. V. 90—110. Nicht so in der moralischen Welt, wo zahllose Uebel, wo feindliche Kräfte sich drängen, wo Menschenelend aus Menschenhänden kommt. V. 111—140. Aus solchen Betrachtungen erwächst ein trauriges Schwanken zwischen dem Gefühl der Zufälligkeit und dem Glauben an eine bestimmende

Weltregierung, an eine Ausgleichung, zu welcher so gern sich die Hofnung erhebt. V. 142 — 165. Lied an die Hofnung. V. 166 — 183. So beseligend diese Erhebung auch ist: so fühlt sie sich doch, jenen Wahrnehmungen gegen über, in einer zu ohnmächtigen Sicherheit, welche, unter einem schwachen Schimmer der Wahrscheinlichkeit,

4. die Fortdauer unserer Seele zweifelhaft macht. V. 184 — 211. Aus sich hinaus blickend, überschauet die Seele, die sich selbst ein Räthsel ist, den Gang des Lebens, welches, mit bald dahin sinkender Kraft, dem Untergange zueilt. Nicht dauernder, als das Daseyn selbst, sind die edelsten Denkmahle desselben im Nachlasse der Tugend. V. 212 — 236. Umsonst ist unser Streben nach Vollendung, Erkenntniß, Glückseligkeitsgefühl — lauter Zeugen unserer Beschränkung. Was sollen uns Bedürfnisse, die über dieß Daseyn hinaus reichen? V. 237 — 261. Diejenige Weisheit, die dem Menschen seinen Himmel in der Tugend hienieden anweiset, ist eine kraftlose Trösterin; sie giebt ihn mit jeder Freude, die aus seinem Leben weg schwindet, einem vielfachen Tode Preis. Das Thier stirbt nur Ein Mal. V. 262 — 281. Die seligsten Gefühle des Herzens führen eine wiederholte Vernichtung herbei; und quälend ist die hofnungslose Sehnsucht nach einer rettenden, zur Vollendung führenden Zukunft. V. 282 — 304. Aber

dieſes geplagte, mit den regelloſeſten Gegenſätzen von Tod und Leben, Verdienſt und Schickſal, Tugend und Laſter umringte Daſeyn gewähret nichts, als eine räthſelhafte, finſtre Anſicht des Zirkelhanges von Entſtehen und Verſchwinden. V. 305—332. Warum begegnen uns überall die ſchreckenvollen Erinnerungen des Todes? Ward es ihnen gegeben, aufzuregen in uns das Bedürfniß der Hofnung, ohne welche die Kraft unſers beſſern Willens gegen die Stürme des Lebens und den Drang ſinnlicher Foderungen nicht beſteht? V. 333—349. Hier ſtößt das Gemüth auf die unläugbare Abhängigkeit ſeiner innern Beſtimmungen von der Gewalt phyſiſcher Bedürfniſſe, von den Einwirkungen einer körperlichen Organiſation. Fortgeriſſen von ſeinem Feuerblute ermordet San Piedro von Baſtelika, der Corſe, ſeine Gattin, wegen der, mit den Genueſern, den Feinden ſeines Vaterlandes, gepflogenen Unterhandlungen. V. 350—369. Thatſachen einer ſolchen Abhängigkeit widerſprechen endlich

3. der, dem Menſchen zugeſchriebenen, ſittlichen Freiheit und der, davon herfließenden, Verdienſtlichkeit und Zurechnungsfähigkeit moraliſcher Erſcheinungen. V. 370—386. Dem zu Folge kann der Menſch nicht umhin, ſich als ein, von drängenden Antrieben ſeiner Organiſation und von deſpotiſchen Schickſalen hin und her geworfenes, Weſen anzuſehen. V. 387—407. Den-

noch fodert eine innere Stimme von ihm die Tugend; er soll, was er nicht kann. Diese Vorstellung vollendet den trauernden Zweifler, der, wie ein Verlaßner auf offenem Meere, von zufälligen Wögen umher getrieben wird, und hofnungslos nach Zuversicht schmachtet. V. 408 —427. Schlußelegie. V. 428—443.

Erſter Geſang.

Klagen des Zweiflers.

Mir auch war ein Leben aufgegangen,
Welches reich bekränzte Tage bot;
An der Hofnung jugendlichen Wangen
Blühte noch das erſte, zarte Roth;
Auf der Gegenwart umrauſchten Wogen
Brannt' ein Morgen, ſchön, wie Opfergluth;
Hohe Traumgeſtalten zogen
Stolz, wie Schwäne, durch die rothe Fluth;
Leichte Stunden rannen ſchnell und ſchneller
An dem halberwachten Träumer hin,

Und die Gegend lag schon hell und heller,
Nur auch wüster, da vor meinem Sinn.

Forschend blickt' ich in die weiten Räume;
Aber bei dem zweifelhaften Licht
Sah ich itzt nur meine Träume!
Wahrheit selbst, die Wahrheit sah ich nicht!
O der Helle, die dem guten Schwärmer
Nichts zu zeigen hat, als seine Nacht!
O des Lichtes, das den Glauben ärmer,
Und die Weisheit doch nicht reicher macht!

Stolze Weisheit! durftest Du mir's rauben,
Das erhabne, stille Seelenglück?
Nimm, was du mir gabst; nur meinen Glauben,
Meine Hofnung nur gieb mir zurück,
Daß mein Haupt auf ihren Schooß sich neige,
Und dieß Herz, das schwere Seufzer trug,
Ihr die Narben von den Wunden zeige,
Welche mir das harte Leben schlug!

Wie geſchreckt von einem grauſen Fluche,
Der aus einem Himmel mich verſtieß,
Fahr' ich zitternd auf, und ſuche
Mein verlornes Paradies.

Friede war um mich. Durch Blumenſtellen
Wandelte mein unbefangner Schritt,
Wie ein Lenztag, der aus ſeinem hellen,
Sonnenrothen Morgenhimmel trit.

Hin, dahin iſt dieſe holde Jugend
Einer Zeit, die blühend mich umfing!
Stumm die Gegend, wo die ſtille Tugend
Einer hohen Seele ging!
Jedes Thal, voll Ruh und Abendröthe,
Mahnet mich an Hehra's Seelenflug,
Als ſie auf den Blick zum Himmel ſchlug,
Und der Geiſt, der ihr Gefühl erhöhte,
Meine Seel' auf Engelflügeln trug.
Mitten durch die finſtern Grabzypreſſen-

Leuchtet jener Abend mich noch an,
Jener Sternenabend — unvergessen
Strahlt mich seine ernste Feier an.
Wie verherrlicht! wie empor gehoben!
Einer heiligen Entzückung gleich,
Rief sie aus: „Zum Wiedersehn dort oben
Sey gegrüßt, du stilles Geisterreich! — “
Zu dem Strahl, der ihr Gemüth besonnte,
Flog mit ihr auch meine Seel' empor.
Ach! die Zeit, als ich noch glauben konnte,
Sie ging unter, wie ein Meteor,
Das am ausgestorbnen Horizonte
Keinen Wiederaufgang feiern darf!
Zeig' am Leben mir die rothe Stelle,
Jenen Lichtblick, den die Morgenhelle
Einer andern Welt herüber warf!
Ja! wir dünken uns erhabne Götter,
In des Lebens Seligkeit vertieft;
Doch wie anders, wenn ein dunkles Wetter
Unsern innern Lichttag prüft!

Finſter ſchweigend liegt vor mir die Ferne.
Wie vom Sturm empor gejagt,
Richtet zwiſchen mir und meinem Sterne
Sich der Zweifel auf, und fragt:
„Seyn und Werden! ſeyd ihr Dunſtgebilde,
Die aus tiefer Nacht herüber wehn,
Und zerflatternd in dem Traumgefilde
Dunkler Phantaſieen untergehn? — “

Wenn ich ſinnend durch das Leben walle:
Dann erſcheint mir das Gebiet der Zeit,
Wie der Schauplatz einer Schattenhalle,
Wo die Täuſchung ihre Bilder reiht.

Traurig! traurig! ſeine Lauberhütten,
Wie an einen Abhang, in das Graun
Einer ewigen Zerſtörung, mitten
Unter Truggeſtalten hinzubaun!
Keinen Aufblick eines holden Strahles,
Der den Sinn des großen Bilderſaales

Der Natur enthüllte, je zu schaun!
Konnte Gott, der so den Menschen machte,
Daß er Wahrheit suche, konnt' er ihn
Doch verdammen, daß er hier verschmachte?
Ihm den Becher zeigen, und entziehn?

Gott! ein Gott! ach, irrend such' ich ihn! —
Draußen, in der blau gewölbten Halle
Seines Tempels, such' ich seine Spur;
Suche Hofnung, Trost und Ruh, und falle
Weinend in die Arme der Natur.
An die Sterne heften meine Klagen
Manches tiefe, seufzende Warum?
Keine Antwort spricht zu meinen Fragen;
Alles schweigt, die Mitternacht ist stumm.

Nächtlich einsam wandl' ich durch die Haide,
Wo mein Geist den weiten Raum durchschifft.

Wer enthüllt mir dieſe Sternenſchrift
An dem feierlichen Prachtgebäude?
Wer enthüllt die Flammeninſchrift mir
An der Kuppel dieſes großen Domes?
Waltet eines Gottes Finger hier?
Waltet er im Glanz des Weltenſtromes,
Und im Bach, der durch die Felſen hüpft?
Lebt ein Gott im Menſchen und im Wurme?
Hör' ich dort ihn in dem Donnerſturme?
Hier im Säuſeln, das durch Myrten ſchlüpft?

Sieh! am Himmel leuchten tauſend Kerzen
Einen ſtillen Geiſt zu Gott hinauf;
Aber blickſt du auf den Lebenslauf
Deiner Welt: dann ſchreien tauſend Schmerzen
An dem tiefzerrißnen Herzen
Eingeſungne Zweifel wieder auf.

Freundlich tritt die Sonn' auf ihre Wolke;
Doch den Wahn, der Menſchen noch bethört,

Strahlt sie nicht hinweg aus diesem Volke,
Welches ewig, ewig sich zerstört.
Sieh! da ziehn die wilden Blutvergeuder,
Mord in Händen, Mord im wilden Blick!
Ist ein Gott? ein Rächer? und die Schleuder
Seines Blitzes hält den Strahl zurück?
Elend seufzet dort in dunkler Kammer!
Laster stehen, wo die Tugend fällt!
Ist ein Gott? und so zerdrückt von Jammer
Die hinausgestoßne Welt?
In Zypressen hüllt ihr Haupt die Duldung,
Und die Tugend erntet Hohn und Spott!
Unschuld trägt die Strafe der Verschuldung!
Edle darben! und es ist ein Gott? —
Oder führt den großen Zug ein Blinder?
Waltet überall ein blindes Loos?
Sind die Welten ausgesetzte Kinder?
Fielen sie auf keinen Pflegeschooß? —
Aber sieh! es leuchtet, still und groß,
Hohe Weisheit auf an jeder Pflanze,

Von dem königlichen Zederkranze
Bis hinunter auf das niedre Moos. —

Dennoch, tief verhüllt und leise,
Schreitet eine finstre Macht daher,
Für das Ohngefähr zu weise,
Für die Weisheit zu sehr Ohngefähr.
Ja! das ist die Macht, die feindlich
Unsern schönsten Traum zerstören darf;
Die den Kranz zerreißt, den still und freundlich
Zarte Lieb' in unser Leben warf.
Stimmentöne ziehn um unsre Lauben,
Seufzend hier, dort jauchzend, ab und auf.
Eine Stimme ruft den Glauben,
Eine andre jagt den Zweifel auf.
„Sagt, wo wird dieß Streitgetön verhallen?"
Fragt des Dulders thränenvoller Blick.
„Wohnet dort in jenen Sonnenhallen
Ein versöhnendes Geschick?
Unter welcher neuen Frühlingskrone

Wird die Liebe ihren Himmel weihn? —
Oder wird kein Fest der Weltversöhnung,
Und wird nirgend Recht und Friede seyn? —“

Ob ein Gott sey? ob er einst erfülle,
Was die Sehnsucht weinend sich verspricht?
Ob, vor irgend einem Weltgericht,
Sich dieß räthselhafte Seyn enthülle? —
Hoffen soll der Mensch! er frage nicht!

Die du so gern in heilgen Nächten feierst,
Und sanft und weich den Gram verschleierst,
Der eine zarte Seele quält,
O Hofnung! laß, durch dich empor gehoben,
Den Dulder ahnen, daß dort oben
Ein Engel seine Thränen zählt!

Wenn, längst verhallt, geliebte Stimmen
schweigen;
Wenn unser ausgestorbnen Zweigen

Verödet die Erinnrung sitzt:
Dann nahe dich, wo dein Verlaßner trauert,
Und, von der Mitternacht umschauert,
Sich auf versunkne Urnen stützt.

Und blickt er auf, das Schicksal anzuklagen,
Wenn schwindend über seinen Tagen
Die letzten Strahlen untergehn:
Dann laß ihn, um den Rand des Erdentraumes,
Das Leuchten eines Wolkensaumes,
Von einer nahen Sonne, sehn! —

Aus den Blicken dieser Hofnung schimmert
Warmes Leben in den kalten Schooß
Eines Daseyns, dem ein hartes Loos
Jede Ruh und jeden Trost verkümmert.
Wenn sie aufgeht — o wie still und groß!
Wie ein Engel, still und groß erscheinend!

Was Tyrannen kalt und seelenlos
Vor sich niedertraten, neigt sich weinend,
Selig weinend hin auf ihren Schooß.

Süße Hofnung! unter Friedensharfen
Bildete sich dein Vergötterungsraum;
Kalte Todesstürm' und Zweifel warfen
Nachtgewölk in diesen lichten Raum.
Wankend irr' ich, wie in dunkler Höhle,
Die den Blick ins Freie mir beschränkt;
Und die Seele — — Doch was ist die Seele?
Weißt du, wie sie lebt, und wie sie denkt?
Weißt du, ob sie einst noch retten werde
Dieses Leben ihrer innern Welt,
Wenn um sie das Haus von Erde,
Wo sie wohnt, in Staub zerfällt?
Ihre Kraft, muß sie durch Schmerzen reifen,
Ohne je der Reife sich zu freun? —
Keine Antwort! Diese Fragen greifen
Finster in die Finsternis hinein.

Nur ein schwermuthsvolles Mondgezitter
Wirft ihr durch's Gefängnißgitter
Einen matten, kranken Strahl herein.
Ach! sie schaut hinaus, und draußen wanken
Die Gestalten um ein weites Grab.
Blüten sinken, Früchte fallen ab
Von den Zweigen, so die Höhl' umranken.

Trat ich hin an den Naturaltar,
Um darauf, als Opfer, zu verbluten?
Bringt das Leben seine zwei Minuten
Zitternd der Vernichtung dar?
Leer war meine Stelle, eh' ich war;
Ist der Schritt zum Nichtseyn nicht derselbe,
Der der Schritt vom Nichtseyn ist?
Sieh! wir treten in dieß Prachtgewölbe,
Schaun hinauf, und scheiden unvermißt.
Frag das Leben! hat es mehr zu sagen?
Schleicht dort nicht in abgeblühten Tagen

Die Vergangenheit, wie ein Gespenst?
Frage dich, ob du den Mann noch kennst,
Der, vom Glanze seiner Geistesgaben
Weggesunken, nun im Dunkel lebt?
Eh' der Rasen uns begräbt,
Hat uns schon die Zeit begraben.

O, Natur! an deinen Blutaltar
Trit die Zeit, und bringt den Stolz der Höhen,
Selbst der Tugend heilige Trophäen
Bringt sie dir, zu theuren Opfern, dar! —
Armes Daseyn, das, sich stolz erhebend,
Ueber seinen Raum hinüber lauscht,
Immer, hin nach Idealen strebend,
Mängel nur um andre Mängel tauscht!
Eingeweiht zum Lichtgenossen,
Fragt der Forscher, wo die Wahrheit wohnt;
Aber sieh! der Himmel ist verschlossen,

Wo die hehre Göttin thront.
Ach! wir spähn und ringen nur vergebens!
Nebelwüste starrt um unsre Bahn;
Und am finstern Eingang dieses Lebens
Harret schon auf uns der Wahn,
Der uns fort durch jede Krümme
Labyrinthischer Gewinde reißt!
Dennoch hat die Wildniß eine Stimme,
Die uns Seligkeit und Licht verheißt. —

Seligkeit! — aus welcher lichten Sphäre
Warfst du deinen Schatten uns herab?
Dunkel spiegelt er in jeder Zähre,
Die auf Freudentrümmer fällt, sich ab.
Reichre Fülle zündet tiefres Sehnen
In dem stürmevollen Busen an.
Sinkt verarmt, was dürftig hier begann:
Warum fodern unsre Thränen,
Was kein Gott gewähren kann?

„Laß uns, spricht ein Weiser, laß hienieden,
Wenn wir das ersehnte Dort nicht schaun,
Laß durch Tugend uns den Frieden
Eines Erdenhimmels baun! —“
Einen Frieden mitten im Getümmel
Dieses wandelbaren Glücks?
Armes Herz! so baue deinen Himmel
In die Schranken eines Augenblicks! —
Möge sich der hohe Weise rühmen,
Diese Weisheit zu verstehn:
Sich den Weg zum Nichtseyn zu beblümen;
Ich kann nicht so glorreich untergehn.
Winken dort nicht höhere Berufe:
Dann ist Tod, und nichts als Tod, um mich!
O dann steht das Thier auf seiner Stufe
Höher, seliger, als ich!

— Fröhlich zirpt die Grille durch die Haide,
Fröhlich hat sie ein Mal ausgezirpt,

Wenn der Mensch mit jeder Freude,
Die dahin stirbt, ein Mal stirbt.

O, Zerstörung! welche Todeswunden
Drohn den feierlichsten Weihestunden!
In die Luft verkleidet sich der Schmerz.
Liebe! Lieb', um deine Rosentage
Flattert selig der bekränzte Scherz:
Dort sieh hin! am stummen Sarkophage
Weint und blutet ein verwaistes Herz! —
Lieb' und Freundschaft! müßt ihr so verschwinden
Im Gebiete, das ein Wurm verheert:
Und ihr dürft ein Engelreich verkünden,
Das die großen Opferungen ehrt?

Dieß Emporschaun von dem engen Thale,
Ist es Wahnsinn? ist's ein Flug im Traum? —
Und doch leuchtet's oft in diesem Raum,
Als ob Götterglanz vorüber strahle. —

O, der edle, hohe Tugendsinn!
Wird er nie Vollendungskronen tragen?
Geißeln uns so zwecklos hundert Plagen
Durch's Gewühl des Lebens hin?
Eines Lebens, das wir nicht begreifen,
Wenn es darum nicht der Zeit entquoll,
Um an einer Ewigkeit zu reifen.
Welch ein Leben! Weißt du, was es soll?
Sieh es an! kein Fiebertraum ist bunter;
Weise fallen, die ein Narr begräbt;
Hehra's Seelenlicht ging unter,
Und der düstre Wahnsinn lebt!
Schau! hier sinkt der Kindheit frische Jugend,
Dort des Alters graue Kindheit hin!
Frag das Laster, frag die Tugend!
Hat das Leben einen Sinn?
Ist der Lichttag göttlicher Aurele,
Tief zur Nacht hinab zu sinken, werth?

Wird die Nacht in der Tyrannenseele
Nie zum heitern Lichttag aufgeklärt?
Horchend tret' ich an die dunkle Pforte,
Wo die trauernden Zypressen wehn;
Murmeln hör' ich dumpfe, düstre Worte:
„Blühen, wachsen, welken und vergehn! —“

Wag' es nicht, das Haupt empor zu heben!
Vor dir steht er, des Vernichters Thron;
Und zum Menschen tritt das kalte Leben,
Spricht: „Ich bin das Elend; du mein Sohn! —“
Ja, der Lufthauch, der den Halm umfächelt,
Hob das Röcheln einer Brust empor;
Und der Thau, wovon die Rose lächelt,
Drang, als Scheidethrän', ein Mal hervor!
Was erringt die junge Kraft des Strebens?
In dem zarten Pulse klopft und dringt

Ein Zerstörer an die Thür des Lebens,
Bis der Einbruch, den er droht, gelingt.

Sagt, verborgne Mächte! warum wüthen
So viel Stürme nieder unsre Blüten?
Warum fällt der Mensch nicht unbedacht?
Wird ihm nichts den finstern Gang vergüten?
Warum fühlt denn Er nur seinen Tod?
Sprecht! hat die Natur des Todes Schrecken
Darum in dies Daseyn hingestellt,
Um den Erdentraum hinauf zu wecken
Zu der Feier einer Götterwelt?
Sagt! was giebt der Tugend Muth, zu handeln,
Kraft, sich auf zu kämpfen, wenn sie sinkt,
Und getrost den Kampfweg zu verwandeln:
Wenn du drüben keine Krone winkt?

Wird die kalte Weisheit Fluten hemmen,
Die der Sturm auf wilden Flügeln trägt?

Dieſe Welle, die das Ufer ſchlägt,
Wird, Trotz ihr, das Ufer niederſchwemmen.
Mächtig dränget uns durch Luſt und Schmerz
Die Natur, von That zu That, hinüber.
Gieb dem Herzen eine andre Fiber:
Und es iſt nicht mehr dieß Herz;
Und es knüpfen andre Folgenreihen
Sich an andre Thatenreihen an.
Wenig von dem Mann, dem wir verzeihen,
Oder den wir richten, iſt der Mann.
Nur ein Funken Lebensfeuer minder
In Pedro's flammenreichem Blut:
Und er wurde nicht der grauſe Sünder,
Und Vanina nicht ein Raub der Wuth.
Mit dem Rachedurſt der Eumeniden,
Der ſich flammend durch ſein Herz ergoß,
Mußt' er's rächen, daß die Gattin Frieden
Mit des Vaterlandes Mördern ſchloß;
Mußte — denn er höret vor dem Grimme,
Der ihn aufſtürmt, keine ſüße Pflicht,

Höret nicht der Unſchuld ſanfte Stimme,
Hört den Schrei der zarten Kinder nicht!

Welch ein Widerſtreit der Kräfte,
Der den Willen hier und dorthin reißt!
Iſt es Ebb' und Fluth der Nervenſäfte?
Iſt es Körper oder Geiſt?
Iſt der Menſch an's große Rad gekettet,
Das ſich ewig um ſich ſelber dreht:
Was iſt unſre Tugend dann? was rettet
Dann die Freiheit unſerm Geiſt?
Tugend! Tugend! deine Kränze pflegend,
Feiert dich das ſtille Herz ſo gern;
Aber hin durch dieſe heitre Gegend
Zieht das Schickſal, wie ein Nebelſtern.
Dürfen wir von Freiheit träumen?
Fühlen wir bei jedem Schritte nicht
Unſre Ketten und ihr Laſtgewicht?
Heilge Stellen ſelber mußt du räumen,
Wenn gebieteriſch das Schickſal ſpricht.

Mögen wir dem Doppelzwang entfliehen?
Wir sind Kinder der Natur
Und des Schicksals. Ihren Phantasieen
Hingegebne Kinder sind wir nur.
Sturm von außen, Sturm von innen
Reißt den Menschen aus dem Schooß
Seiner Ruh; und frevelndes Beginnen
Ist nicht Schuld, es ist sein Loos;
Ist der Geist, der — unbekümmert,
Ob das Gute endlich siegt,
Oder ob's ein Rasender zertrümmert —
Durch das weite Leben fliegt.

Rauschen hört der Mensch die dunkle Schwinge,
Die den Ozean der Welt bewegt,
Felsen hebt und Felsen niederschlägt.
Stürmend reißt ihn fort die Fluth der Dinge!
Weiß er, wie? wohin die Fluth ihn trägt?
Ihre Wellenteile jagt den Weisern,

Wie den Thoren, hilft durch Sehnsucht un
Luſt.
Hart und drückend, kalt und eiſern
Liegt des Schickſals Hand auf unſrer Bruſt.

Tugend! Tugend! doch ſoll ich dich feiern
Eine leiſe Stimm' im Herzen ſpricht's.
Ach! wer mag das Räthſel mir entſchleiern,
Daß der Menſch hier alles wird und nichts?

Sieh! da ſteh' ich nun und wanke,
Gleich dem Wandrer, auf beſchneiter Bahn;
Und in einem wüſten Ozean
Rudert, ohne Kompas, mein Gedanke,
Ohne je dem Ufer ſich zu nahn;
Und kein Pharus wirft auf ſo viel Syrten,
So viel Klippen ein willkommnes Licht.
Ach! kein Pharus leuchtet zu den Myrten,
Wo die Freiheit ihre Kränze flicht.

Tugend! Tugend! doch soll ich dich feiern!
Ist's ein Gott, der, hinter dunkeln Schleiern,
Wunderbar zu meinem Herzen spricht?
Brannt' ein Gott dieß Feuer ungestillter,
Heißer Sehnsucht tief in's Leben ein?
Werd' ich einst, du heiligster Verhüllter,
Werd' ich freier und dir näher seyn? —

Heilge Nacht! du führest deine Globen
Still und friedlich durch den Himmelsraum.
Wohnet Licht und Friede nur dort oben?
Ist hienieden alles Traum?

Traumgestalten gleich, dahin geschwunden
Sind, im wilden Kampfe des Gewühls,
Die erhabnen, großen Weihestunden
Unsers zartesten Gefühls.

Hat der edle Sieger welke Kränze,
Hat er Todtenkränze nur gepflegt,
Die er, schwindend, an der öden Gränze
Dieses Lebens nieder legt?

Ruhe, dich! dich such' ich, holder Friede!
Suche dein Gestirn am Himmel auf;
Tief im Dunkel, tief verirrt und müde,
Schließt dein Pilger seinen Lauf.

Zweiter Gesang.

Inhalt.

Vorüber fliegend sind die Gestalten der Zeitlichkeit; und ihr fodern wir das Geheimniß der Ewigkeit ab. Wir forschen nach Wahrheit, und erforschen sie nicht. Wir sind dem Irrthum unterworfen, und hierin beruht unser Menschenrang. Die Bestimmung des Menschen ist: die Tiefe der Fülle zu ahnen. V. 1 —31. Jede Stufe seines Daseyns hat ihren beseligenden Gesichtskreis; wenn er eine solche Stufe überspränge, so würde er verlieren. V. 32—46. Der Wunsch, die Wahrheit zu umfassen, hebt sich, bei näherer Prüfung, von selbst auf. Wie hoch wir immer hinauf steigen: auch höhere Geister erschöpfen die Fülle der Erkenntniß nicht. Erschöpfung ist wahre Vernichtung. V. 47—75. Das Gebiet der Wahrheit ist unendlich; die Beherrschung desselben muß einem unendlichen Geiste zukommen. Es ist ein Gott. V. 76—85. Das Heer von Uebeln, die den Menschen verfolgen, machen das Daseyn Gottes zweifelhaft. Wir schauen umher im Gebiete der Erfahrung, und finden keine Beruhigung. V. 86—121. Gleichwohl dringt sich uns das Bedürfniß des Glaubens an ein höchstes Wesen auf. Es ist

1. die Tugend, die uns nöthigt, einen Gott zu glauben. Dieß Bedürfniß offenbart unbefleglich in der Stimme des Gewissens seine Kraft.

V. 122—152; es kündet sich in dem Gefühle an
wenn uns der Kampf der Tugend bekümmert
und wenn ihr Sieg uns entzückt; es ist dasselb
Bedürfniß, welches im Aberglauben dunkel sic
regt. Der Glaube an Gott ist es, der den
alten ägyptischen Priesterthume zum Grunde lag
und sich in einem sonnendienstlichen Hymnus aus
spricht. V. 153—194. Ohne diesen Glauben —
welche Ansicht des Lebens! welches Geschenk di
Vernunft! Warum empört es uns, die Tugen
leiden zu sehen? Dürfen wir von dem Zufall
Gerechtigkeit erwarten? V. 195—222. Von de
Naturwelt kann die Anerkennung dessen, wa
recht ist, nicht gefodert werden; wohin soll nu
die Vernunft sich wenden mit den geheiligte
Ansprüchen der Tugend, welche sie nicht aufgi
ben kann? Von einem Gotte, in die Herstellun
der, in der Naturwelt vermißten, Gerechtigkei
zu erwarten. Nur unter dieser Voraussetzung
die sich uns unwiderstehlich aufdringt, sind di
Leiden der Tugend als ihr Triumph anzusi
hen; und jede Ansicht des Lebens heitert sich qui
V. 223 — 248. Es ist eine Geisterwelt, in de
das Würdige seinen Rang behauptet; in diese
muß ein vollendeter Zusammenhang zwische
Glückseligkeit und geistiger Vollkommenheit Stat
finden. Kein endliches Wesen erreicht je die vo
endete Wirklichkeit dieses Zusammenhanges. E
ist ein Gott! Dieß ruft uns das Gewissen zu
V. 249 — 269. Mit diesem Rufe zusammenstim
mend, bezeugt das Daseyn Gottes

2. die Natur, V. 270—306., besonders in der Ansicht des gestirnten Himmels, V. 307—429. Ohne den Glauben an Gott geräth die Vernunft mit sich selbst in Widerspruch, und die Erscheinungen der Natur sind leere Träume. Selbst höhere Geister, eben weil sie nicht der höchste Geist, weil sie nicht Gott seyn können, umfassen diesen Glauben. V. 430—481. Hymnus, V. 482—497.

Zweiter Gesang.

Gott.

Laß untergehn die wandelnden Gestalten,
Die bunt und irrend durch einander ziehn!
Am innern Leben, Freund, laß sich die Hoffnung halten!
Wir bleiben, die Gestalten fliehn.
Doch sprich, warum beschwören unsre Klagen
Den eilenden Vorüberflug der Zeit,
Vor uns zu stehn und aus zu sagen
Den Inhalt einer Ewigkeit?

In's Heiligthum zu ſchaun, in's Heiligthum
der Klarheit:
Der Reiz umzaubert uns; allein
Die Wahrheit darf den Durſt nach Wahrheit
Nicht löſchen, ihn nicht tödten; nein,
Entflammen ſoll ſie tief in uns den Geiſt
des Strebens,
Und auf dem Ozean des klippenvollen Lebens
Der ferne Lichtblick eines Pharus ſeyn.

In labyrinthiſchen Gewirren
Schwankt ungewiß der Menſch dahin:
Und dieß, dieß iſt ſein Rang; nur er, der
dieſen Sinn
Für Recht und Licht empfing, der hohe Menſch
kann irren.
Wie aber darf die Blum' im Kranz,
Wie darf ſie ſelbſt der Kranz ſeyn wollen?
Genug, auch ſie gehöret zu dem Glanz,

In welchem Sonnenstaub und Sonne fluthend rollen,
Von einer Kraft erfüllt, die durch das Ganze webt.
Hoch trägt den Menschen diese Wesenfülle,
Um die der Geist der feierlichen Stille,
Wie eine dunkle Ahndung, schwebt.

Dank der verhüllten Hand, der unsre Augen tränkte,
Daß sie das Licht von fern uns ahnen ließ!
Nicht der Besitz nur das Enthüllen,
Das leise Finden nur ist süß.

Vom Nebelthal hinauf zur reinern Sonnenhelle
Führt uns ein Gang, der jede Lebensstelle
Mit ihrem eignen Himmel weiht.
Gewönn' ein Herz, das eine solche Sphäre,

Solch einen Himmelsraum verlöre,
Wohin der Stufengang, von Seyn zu Seyn,
uns führt?

Es sey, daß du ein Mal durch jene Sonnenräume
Zur Welt des Sirius hinüber flogst:
Dann schliefe, was du hier erzogst,
Dann schliefe noch, verhüllt im Keime,
Der Gartenhain, voll Blumenphantasie,
Voll stiller, süßer Laubenkühle;
Und — was nur dieser Sinnenkreis verlieh —
Die ganze kleine Welt, voll lieblicher Gefühle,
Sie wäre nicht, und würde nie.

Und wie, wenn dir die Wahrheit es vergönnte,
Daß ihren vollen Kreis dein Blick umfassen könnte:
Was würd' es um die Wahrheit seyn?

Verdiente sie das Glutgelober
Des hochentflammten Wunsches? Nein!
Sie ganz zu fassen, müßt' ihr Umfang kleiner — oder
Du, Wunsch, du müßtest größer seyn.
Und dieß, dieß fodert du allein.
Wie groß? das ist die schwere Frage. —
„Hinauf! hinauf! zu eines Engels Glanz!" —
Auch dahin folgt dir deine Klage;
Kein Engel faßt die Wahrheit ganz;
Er strebt, wie du, der tiefen Fülle näher,
Und ahnet immer nur von fern den Sonnenthron.
Die Wahrheit weiß von keinem Lieblingssohn;
Auch du bist ihr geliebter Späher,
Und was du wünschest, hast du schon;
Hast einen dunkeln Tag, voll Bürgschaft hellrer Tage;
Die spricht ein holdes Wort zur Wehmuth deiner Klage;

Nur diese Bürgschaft macht das Leben lebe
werth;
Sie schmiegt sich an die Ruh des stillen
gendkreises,
Der, tief in seinem Schooß, ein leises
Vollendungsahnen heilig nährt.

Schau hin! dort liegt das All, wie ei
reiche Dichtung.
Vollendung nirgend, reges Wandeln nur
Durch die, mit Welten übersäte, Flur.
Vollendung unsers Seyns, was wäre si
Vernichtung!
Sich selbst erschöpft erschöpfender Genuß!
Vom Tode rettet ihn auch nicht der Uebe
fluß.

So flögst du dann umsonst von einer So
nenwende
Bis zu der andern, vom Nadir

Bis zum Zenith hinauf. O Freund, dein
Auge fände
Nur immer größer das Gewirr,
Und immer weiter hin und weiter hin das Ende, so
Jedoch das Lösungswort des großen Räthsels nie!
Wer mag das große Buch des Weltenrannis
entsiegeln?
Wo löst sich auf die volle Harmonie? —
In Einem höchsten Schaun muß sich die
Wahrheit spiegeln;
Die Gottheit ist dieß Schaun, die Wahrheit
selbst ist sie! — —

„Es ist kein Gott!“ — Mit tausend Uebeln
ringend,
Stürzt der gequälte Mensch in's öde Nichts
hinab;
Und schweigend fliegt die Zeit, sich auf und
nieder schwingend,

Hin über ein weit aufgeworfnes Grab!
„Es iſt kein Gott!“ — ſo ſchrein aus dumpfen Hallen
Des Jammers Klagen auf, und ſchallen
Durch das Gewölbe der Natur. —
Es tönt mir nach von der verheerten Flur!
Da zog das Unheil hin um eingeſtürzte Hütten
Und durch das Leben ging der große Meuchelmord.
Allgegenwärtig hier und dort,
Flog eine Furie, Verderben aus zu ſchütten.
Das Heiligſte verhöhnte wilder Spott. —
O Harmonie der Welten! iſt ein Gott?
Iſt ein Gericht, und darf's der Frevel ſo verhöhnen? —
Da ſcholl es, wie ein Ruf, zu meinen Klagetönen:
„Still! rechte nicht! der Eingeſchränktheit Sohn
Wird nur berührt vom nachbarlichen Ton;

Das Ganze wird das Einzelne versöhnen. —“

„Was iſt das Ganze?“ fragt das tief zerrißne Herz,

„Ich kenn' es nicht, ich bin von ſeinem Schutz verlaſſen!“

Und auf zum Himmel blickt der ſtarre Schmerz,

Den Gott des Rechtes will er faſſen. —

Ach! führet denn kein Laut im Menſchen auf die Spur,

Den Heiligen zu glauben, ihn zu ahnen? 110

Kein Wink in der uns rings umwaltenden Natur,

Um unſerm Blick den Weg hinauf zu ihm zu bahnen?

Wahr iſt es, unſer Blick erreicht ihn nie.

Die ſinnende Vernunft verlanget Offenbarung;

Sie ſchwingt ſich forſchend auf, und forſchend wandelt ſie

Durch's offene Gebiet der ſchweigenden Erfahrung.
Sie fragt die Möglichkeit; die Antwort iſt:
„Vielleicht.“
„Ach! nur vielleicht!“ Sie fragt das Leben,
Sie fragt den Tod, der uns das Leben ſchleicht;
Und keins vermag, die Antwort ihr zu geben,
Vor der die Nacht der Zweifel ſich erhellt.

So laß uns denn zur Tugend fliehen!
Sie offenbart uns eine Geiſterwelt,
Die Welt der Kraft, die Welt der Lebensharmonieen,
Die fern ein höchſtes Seyn uns vor die Seele ſtellt.
Wir würden nie die Dunkelheit verklagen,
Die uns umgiebt, verriethe nicht
Den Schatten unſrer Nacht ein Licht,
Das, hinter dieſen Erdentagen,
Wie durch zerriſſne Wolken bricht.

Ein Strahl von diesem Licht fällt in das innre Leben;
Mir ist ein Gott in's Herz gegeben,
Ein Ahnungssinn, der meinen Geist
Unwiderstehlich hin nach jener Höhe reißt,
Dahin, wo wandellos, in unerschaffner Fülle,
Die Wahrheit wohnen muß, ein ewig fester Wille.
Und dieser Wille ist Gott. Der hohe Weltengeist
Begreiflich nur sich selbst, sich selbst erscheinend, waltet
Sein Wille dort in einem reinen Licht,
In welchem sich vor ihm die Geisterwelt enthüllt.

Was heilig ist, das Wort von Pflicht und Recht, ist nicht
Im Buche der Natur zu lesen.
Ein feierlicher Ruf des innern Menschen spricht:

„Sohn der Natur, du bist ein Sohn der Pflicht!“

Vor diesem Rufe beugt sich tief mein ganzes Wesen;

Gott ist es, der durch ihn zu meinem Geiste spricht.

Ob auch die Lebensbahn im Nebelmeer verschwimme?

Gesichert leitet uns das Wort der innern Stimme.

Sie ruft empor den Geistesblick,

Empor von den befangnen Sinnen;

Sie tönet laut in uns von Innen

Hinaus in die Natur, und hallt aus ihr zurück.

Was weint in uns, wenn still und rührend

Die Unschuld kämpft mit Mangel, Hohn und Spott?

Was taugt in uns, wenn triumphirend
Die Tugend siegt? — Der Glaub' an Gott!
Was spricht, wie Geisterruf, zum Harme?
Was wirft den Zweifler selbst, wenn ihn kein
Trost mehr hält,
Wenn er schon aus dem Arm der letzten Hoffnung fällt,
Dem Aberglauben in die Arme?
Der Glaub' an Gott und an die Geisterwelt!
Der Aberglaube selber ist ein Schatten,
Den unsre Wahrheit auf das Leben warf;
Er borgt von ihr die Kraft, den Frieden zu
ersetzen,
Den unvertilgbar das Gemüth bedarf.

Der Glaube war's, der sich in Staub darnieder warf,
Und andachtvoll das Taggestirn begrüßte.
Schau Isis Priester dort, wie betend er sich
naht!

Die Sonne kommt, sie tritt aus ihrer heil-
gen Wüste!
Ja, das ist Gottes Herrlichkeit!
Das Höchste hat dem Seher sich verkündet,
Das Heiligste, wonach die Seele ringt.
Horch! sein Gesang, vom Gottgefühl ent-
zündet,
Wie Feuer bricht er aus, der Hymnen Cho-
rus singt:

„In Flammen naht sich Gott. Empfängt
ihn, Morgentöne!
Fall an sein Herz, Natur, mit einem
Wonnelaut!
Auf! schmücke dich mit deiner ganzen Schöne,
Du, seine Tochter, seine Braut!

Sie strömt auf dich herab, die könig-
liche Feier,
Die hochzeitfestlich deinen Gott umfängt.

Verhülle dich in den Nebelschleier,
Der strahlenreich von seinen Schultern hängt!
Auf ihm entgegen! Dort durch leuchtende Gefilde
Des blauen Aethers wandelt er.
Schon wie das Licht von seinem Flammenschilde,
So geht Entzücken vor ihm her.
Die Himmel, die in seinem Glanze schwimmen,
Umfeiern seinen wundervollen Gang.
Ihr Morgenlüfte, werdet Stimmen!
Ihr Bäum' und Bäche, Harfenklang!" —
So, Freund, begeisterte der Glaube die Altäre
Des dunkeln Heiligthums am Nil der alten Welt.

Und, o wie tröstend spricht sein Wort zur frommen Zähre,
Die von der Tugend Wange fällt!

Es sey kein Gott, die Tugend ein verhaßter,
Ein öder Lebenszwang, der jede Freud entwürzt;
Ein Himmel sey die Lust, der Gott darin das Laster;
Die Menschenwürde sey vom Thron gestürzt:
O! dann ist nirgend Licht und Leben,
Der Mensch ein dumpfes Seyn, um das Phantome schweben,
Und Schatten fahren wild durch stumme Wüsten hin.
Es herrscht ein blindes Heer zerstörender Gewalten,

Das groſſe Traumgeſicht der Welt iſt ohne Sinn,
Und zwecklos wogt in uns ein Chaos von
Geſtalten,
Und was Bedeutung lügt, täuſcht zur Ver-
nichtung hin.
Es raſt in uns ein Trieb, der Trieb, em-
por zu ringen,
Dem ſich das Herz doch nicht entretten kann;
Und Laſter iſt es, ſich der Tugend auf zu
dringen;
Das Streben der Vernunft, den Ketten zu
entſchlingen,
Iſt Thorheit! Thorheit klagt und ſtaunt den
Zufall an.

So hat das Göttliche des Menſchen keine
Rechte?
Verdammt iſt die Vernunft, dem Wechſel zu
zu ſchaun? —

Ach! immer dunkler wälzt das Schicksal
Herauf die schwarzen Mitternächte,
Mein armes Daseyn zu verbaun!

Du siehst den Frevel stolz den Kelch der
Wonne leeren;
Das Laster prunkt in Glanz, die Tugend
wird verbannt;
Der Frechheit folgt das Glück, die Wahrheit
wird verbannt;
Die Weisen bauen auf, damit die Mauern
zerstören.

Hier ist's, wo sich dein Herz, dein Zweifler-Herz empört.
Wenn's Zufall ist, was blind den Gang des Weltalls führt:
Vernunftlos, wie er ist, wie mag er dich empören? —
Allein du kannst dich hier des Glaubens nicht erwehren,

Daß einer Welt des Rechts die Tugend ge-
gehört,
Die sich aus eigner Kraft entfaltet,
Dich reißt der Glaube fort, daß eine Gott-
heit waltet,
Die, unbegreiflich dir, die Seelenhoheit wirkt.
Uns ward ein Tugendsinn und Trieb nach
Lebenswonne;
Sie sind der Doppelstrahl, der in dieß Leben
fällt.
Woher der Strahl? Er zeugt von einer ho-
hern Sonne,
Und weist uns mächtig hin auf eine Gei-
sterwelt.

Es ist ein Gott! und sieh! die Nebel sind
zerflossen
Vor diesem Sonnenstrahl; ein großer Lebens-
tag,
Ein Auferstehungstag ist ausgegossen,

Wo dumpfe Mitternacht, voll Todesgeister,
O, Mensch! vermisse diesen Glauben,
Und fühle, was dein Heiligstes vermißt!
Du würdest die Vernunft selbst ihres Li[illegible]
berauben:
Gott ist, weil eine Tugend ist!
Vernimm ihr leises Wort! es wird an Ch[illegible]
ra mahnen;
Und selbst ihr seufzendes Warum
Ist nur ein ernstres Himmelsahnen:
Ihr ist die Mitternacht nicht stumm.

Die Tugend leitet uns, wo irre Träume
grübeln;
Sie führet uns durch dieses Labyrinth,
Das uns mit täuschenden Gewebe überspinnt;
Sie zeugt von Gott, Trotz allen Erdenübeln,
Die nur Triumphgepräng' in ihrem Zuge sind.
Und Heil und Heiligkeit sind zwo verwandte
Flammen;

Sie stammen hoch durch das Gebiet der Zeit,
Und neigen ewig sich durch die Unendlichkeit,
Und fallen dort in Einen Geist zusammen;
Und dieser Geist ist Gott, kann Gott nur
seyn.
Kein Endlicher mag sich zu dieser Höh' erheben;
Die höchste Seligkeit, das reinste Geistesleben
Sind in sich, durch sich Eins; Gott fasset
sie allein.

Das wär' ein Wahn, ein Traum, was ich
so warm umfasst?
Was vor dem Geiste sich so dunkelhell ent-
hüllt?
Was meinen reinsten Sinn so rein, so tief
erfüllt? —
Nein, jenes Weltall ist die große Körper-
masse,
Wohinter eine Welt der Geister sich verhüllt.
Und diese Geisterwelt ist die erhabne Seele,

Der Sinn des großen Alls, voll Glanz und
Gleichart;
Was göttlich ist, gehört zu dieser großen Seele,
Die sich dem stillen Sinn der Ahnung offenbart;
Du kannst dich dieser Ahnung nicht berauben;
Dein Zweifel selbst verräth dir ihre leise Spur;
Sie spricht durch die Natur zum Glauben,
Der Glaube spricht von ihr zu der Natur.

Ja, die Natur! magst du sie selbst em-
pfinden?
Du trägst in dir ein Bild von einer Kör-
perwelt;
Dieß Bild empfindest du, nicht was sie selbst
enthält;
Und, ohn' ihr Daseyn zu ergründen,
Glaubt fest dein innrer Sinn an ihre Welt.
Du zweifelst nicht, an jenen Himmelskerzen;
Du ahnest Größe dort, und schaust entzückt
hinan.

Ist denn die Geisterwelt entfernter deinem
Herzen?
In deinem Geiste fängt das Reich der Geister an.
Der höchste Geist ist Gott, und du wirst seiner inne,
Wenn tief der reine Sinn der Tugend dich 280
entzückt.
Hier ist sein Heiligthum, und dort im Reich
der Sinne.
Ist er durch Wahrheit und Weisheit aus-
gedrückt.
Den hohen Tiefverborgnen schleiert
Die Nacht in ihr geweihtes Dunkel ein.
Der neue Tag, die Luft, voll Lerchenstimmen,
feiert
Seine großen, wunderbaren Thaten
Und [illegible] die hohen Wolken
stimmt.

Die von den Wölbungen des Himmels nieder
schallt.
Von ihm beflüstert, rauscht der Wald;
Von Gott erzählt die Luft, die an des Ba-
ches Krümme
Hinunter spielt, und leis um Angerblumen
girrt.
Ihn zu verkünden, hat der Wurm auch eine
Stimme,
Der kleine Wandrer dort, der durch den
Mooswald irrt.
Wo Hehra feierte, dort in den Heiligthumen
Des Felsenthals, vernimm das stille Wort der
Aun!
Dort lies — sie spricht von Gott — die heilige
Schrift der Blumen!
Er wandelt in des Haines Graun,
Und kündet sich mit weihevollem Schauern
Dem Zwölfer an, der durch die Wildnis klingt,
Und jeden Halm im Thale seiner Trauer

Nach einer Gottheit dieses Tempels fragt.
Doch er vernimmt noch nicht, was ihm die
Blume sagt.
An seinem Herzen ging, mit wildem Grimme,
Der Tod vorbei, und riß, mit kaltem Spott,
Ein theures Leben weg; und eine dumpfe
Stimme
Der Wüste seufzet auf: „Verhängniß, bist
du Gott?“ — —

Freund, es ist Nacht. Die dunkeln Le-
benspuren
Behorcht die stille Luft; das Haingeflüster
nur
Erzählt des Tages Ruh dem Hirtenthal der
Flur.
Dort oben ziehen leuchtende Naturen
Hin über die verschattete Natur.
Das Leben träumt; schon feiert tiefe Stille
Das glänzende Gedankenfest,

Wo sich die Wahrheit gern, in ihren keuschen
Hülle,
Den Huldigungen überläßt,
Die sich vor ihrer Gottheit neigen;
Und ein geheimnißvolles Schweigen
Beherrscht und weihet unser Fest.
Es weihet den Triumph der hehren Sternen-
feier;
Und sie, mit ihrer Ruh und ihrem Silberkranz,
Die Nacht, die heilige, entfaltet ihren Schleier,
Und läßt ihn über diesen Glanz
Und diesen Pomp vom Thron der Gottheit
nieder wallen.
Sie, die Unendlichkeit, reißt ihre Tempelhallen
Zum Gottesdienst der Welten auf.
O schau! wie Zug an Zug sich dränget!
So groß, und doch so still! Ein Geist der
Stille hänget
In diesem Tempelraum die Flammenkronen
auf.

Ein Geiſt der Stille führt den wunderbaren Reigen,
Dieß wandelnde, dieß weite Labyrinth.
Sieh doch den Aufwand! ſieh die Zeugen,
Vor welchen unſer Feſt beginnt!

Erhabne Nacht, laß deine Strahlen ſchimmern!
Führ' alle deine Sonnen auf!
Das Irdiſche vollendet ſeinen Lauf;
Es richtet an den wüſten Trümmern
Der eingeſunknen Zeit die Ewigkeit ſich auf.
Vor allen ſey Orion eingeladen!
Er prang' einher in ſeinem Weltenchor!
Dort ſchauen ſelbſt die traurigen Hyaden,
Aus ihrem düſtern Nebelflor,
In ſtiller Heiterkeit hervor.
Es heben ſich der lieblichen Plejaden
Bekränzte Häupter ſchön empor.
Dort ruht der Schwan; und leiſe Töne gleiten

Um seine Silberbrust, wie ein Gesang der Zeit,
Der still und still verhallt; er ruht auf Dunkelheiten,
Wie eine glänzende Unsterblichkeit.
Da schwimmt der Halbmond hin, und Aetherlüfte fächeln
Um seine goldne Stirn, von Dämmrung sanft umgraut.
Er ist in diesem Ernst das schöne, stille Lächeln,
Womit die Nacht sich selbst in ihrer Hoheit schaut.

O! laß die Erd' in ihrer Wolkenhülle,
Mit ihrem kleinen Stolz und ihrem niedern Ruhm!
Auf! folge mir zu jener Weltenfülle!
Dort öfnet uns ein Gott ein tiefes Heiligthum.
Da laß mich dir die Stellen zeigen,
Wo die Unendlichkeit zu meinem Geiste sprach

Und ein erhabnes Fest, umglänzt vom Sphärenreigen,
Hervor aus tausend Morgenröthen brach.

Ich war dem Tropfen Gegenwart entronnen,
Und offen lag vor meinem Geiste nun
Der Lebensozean, an dessen Ufer Sonnen,
Wie ausgeworfne Kiesel, ruhn.
Die Milchbahn streckte weit, durch unermeßne Fluren,
Die tausend Arme wundervoll hinaus.
Dort drückte seine hellen Spuren
Verweilender das Wandeln Gottes aus.
Da blitzten, wie von Götteridealen,
Unsterbliche Gedankenstrahlen
In meinem tiefsten Leben auf.
Verklärter schwebten Monde hin und Erden;
Aus Schattenhallen gingen sie herauf;
Zu Morgensternen sah ich Abendsterne werden;

Die Schatten blühten selbst zu Lichtgestalten auf.
Gestirne zogen dort in weit entfernten Gleisen;
Sie drangen bleich herauf mit ihren Nebelaun,
Wie Geister, die aus öden Lebenskreisen
Nach einer hellern Sonne schaun.
Sanft dämmerte das Licht der Dioskuren,
Halb überschattet, halb erhellt,
Gleich den, im Menschen tief verschlungenen, Naturen
Der Lichtwelt und der Schattenwelt.
Ich sah den Strahlenkranz im Haar der Jungfrau schweben;
Sie trat hervor, die reiche Himmelsbraut,
Mit glänzendem Gefolg umgeben.
Die Lyra tönte sanft, wie Aeolsharfen-Laut
Die Aetherstille ging in Harmonieen über.
Es wehten Lieder von der Flur
Des heiligen Arcturs herüber.
Und röthlich blinkte der Arctur,

Als wär er überblüht mit lauter Rosenkronen.
Hier ist es, wo, im Schooß der lieblichsten Natur,
Die Sympathie'n der schönen Seelen wohnen.
Dort zitterte, halb licht, ein Sterngewölk empor.
Es wand aus fernen, düstern Räumen
Sich, wie ein Auferstehungstag, hervor,
Der kaum erwacht aus dunkeln Lebensträumen.
Nun stürzte Sirius sich in die Huldigung
Der Feiernacht, wie eine hehre,
Auflodernde Begeisterung,
Mit seiner ganzen Gluth, mit seinem Flammenmeere.
In tiefern Nächten schwamm der ferne Uranus,
Den seine Monde kalt erhellten,
Weit hinterm Jupiter und allen Sonnenwelten,
Und doch mit Herrlichkeit, und vollem Ueberfluß
Von Lebenskräften, ausgestattet.

Und näher säuselte der Hain,
Der meine Venus überschattet,
Dieß liebliche Gestirn. Da wehn die Lüfte rein
Den Quell des Lebens an, der unter Myrtendecken,
Voll Harmonie, den Durst der heißern Sehnsucht löscht,
Und selig alle dunklern Flecken
Hinweg von guten Seelen wäscht.
Die Erde zog dahin mit ihren Grüften;
Aus jeder frischen Gruft schlug eine Flamme empor,
Die in den reinen Aetherdüften
Des weiten Lebens sich verlor. —

So schwang mein Geist sich auf zum Gottesdienst der Sphären.
Und dieser Gottesdienst verkündet keinen Gott? —
Bei jenen flammenden Altären

Im Tempel der Natur! hier ist, hier herrscht ein Gott!
Sein Odem ist die Kraft der ewigen Gewalten,
Das Leben dieses Raums, die Seele der Gestalten!
Dort betet die Vernunft: „Erhabener, du bist!
Bist nahe dem beseelten Staube! —
Ja, wenn den Heiligen die Grübelei vermißt:
Dort findet ahnend ihn der Glaube,
Der die Vernunft der Tugend ist.“

Es sey kein Gott: und todt sind diese Himmelsflammen;
Sie haben hin durch deine Nacht geblitzt;
Und Trümmer baun den wüsten Thron zusammen,
Auf welchem einsam nur und stumm der Tod noch sitzt.

Es ſey kein Gott, von dem die Welten
ſtammen:
Im Schooß des Zufalls iſt der Lichttag auf
gewacht;
Der weiſe Zufall rief, in aller ihrer Pracht
Die tauſend Sonnen hin in dieſe Glanz
gefilde,
Damit aus tauſend Sonnen — Eine Nacht
Des Nichtſeyns große Nacht, ſich bilde.
Und die Natur, die holde Pflegerin,
Auf deren Schooß wir einſt in Schlumme
fallen,
Sie fragt umſonſt: Woher? Wohin? — —
Nein, Gottes Finger ſchrieb an dieſe Aether
hallen
Mit heller Flammenſchrift: Ich bin! —
Dieß iſt die Schrift, an die auch Eng
glauben.
Wie weit der Kreis auch ſey, den Eng
überſchaun;

Sie haben weiter noch zu glauben.
Darfſt du dem Zweifel mehr, als einer Welt,
vertraun?

Laß vor den Wundern dieſer ofnen Hallen,
In heilger Ruhe laß uns niederfallen!
Anbeten, tief anbeten laß uns ihn!
Die Stufe ſeines Throns, die Erde, wo wir
knien,
Umſchwebt die Nacht mit ihren Schauern;
Und ſie ergreifen uns, wie das erhabne Trauern
Der Sehnſucht: heiliger ihn anzubeten, ihn,
Den Weltengeiſt, der, ſich zum Würme neigend,
Den Wurm, wie ſeine Welten, zählt,
Den Unerſchaffenen, den jede Schöpfung
ſchweigend
Dem Herzen nennet, dem er fehlt.

So find' ihn dann im großen Weltenſtrome,
Wo Schöpfung ſich an Schöpfung knüpft,

Und im lebendigen Atome,
Der, kaum geſehn, im Lichtſtrahl hüpft!
Ein Gott bevölkerte die unermeßnen Weiten
Mit Geiſtern, angeſtrahlt von ſeiner Göttlichkeit.
Vor ihm iſt keine Zeit; uns gab er Raum und Zeiten;
Er wandelt ſtill dahin durch ſeine Ewigkeiten;
Sein großer Schatten fällt durch das Gebiet der Zeit.

Es herrſcht ſein unbeſchränktes Walten
Durch die Unendlichkeit in aller Kraft des Seyns;
Gedanken Gottes ſind die hehren Weltgeſtalten;
Nur in ihm, durch ihn iſt das Weltall Eins.
Ihn preiſ't dein Leben mehr, als alle Huldigungen
Der ewigen Natur, die kein Gedank' ermißt.

O! glaub' es dir und den Versicherungen
Von tausend Welten, Freund: Gott ist!

Sei dann mit Dunkelheit des Pilgers Pfad umschleiert!
Natur und Tugend, hin zur Gottheit führen sie.
Der Tugend öfnet sich das Reich der Harmonie;
Gott ist das hohe Lied des Tempels, wo sie feiert,
Und die Natur die Melodie!

Es ist ein Gott! Der Tugend verbürgendes Leben
Verkündet ihn; sie wäre nicht, wäre kein Gott.
Ihr ist das Wort der innigsten Weihe gegeben;
Sie spricht es aus: Es ist ein Gott!

Sie zeuget laut, sie ruft es hinaus in die Ferne,
Hinaus, in die, mit Welten umblühete, Flur.
Es ist ein Gott! antworten die ewigen Sterne
Durch das Gewölbe der Natur.

Der stille Geist, der innerste, seligste Friede
Vertraut dem Hain das hohe Geheimniß von Gott;
Und leise spricht, im flötenden Nachtigallliede,
Der Hain es nach: Es ist ein Gott!

Der Erde Druck, die heiligen Uebel des Lebens
Erhöhn den Geist, erheben die Seele zu Gott.
Die Tugend kämpft, und fodert den Sieg nicht vergebens;
Sie triumphirt: Es ist ein Gott!

Dritter Gesang.

Inhalt.

Lebenssinn, Durst nach Glückseligkeit, und Wahrheitstrieb sind die leisen Ahnungen unserer Fortdauer.

Aus der alles umströmenden Lebensfülle ragt mit seinen Vorzügen der Mensch hervor. V. 1—28. Wenn er in dieser Fluth dereinst auf immer untergeht: warum ward er vor allen organisirten Wesen dieses Raums

1. mit einem weit über dieß Daseyn hinaus reichenden Lebenssinn ausgestattet? V. 29—48. Dieser reißt ihn, Befriedigung suchend, durch Gefahren hin; und immer ist es ein entferntes Dort, woran seine Erwartung hängt. V. 49—64. Die höchste Anstrengung seiner Thätigkeitskraft, und die Unzufriedenheit, selbst im Besitze des reichhaltigsten Daseyns, bezieht sich auf Lebenserweiterung, für welche kein Opfer ihm zu groß ist. Ja, er verschmäht es nicht, das Schattenleben eines Todtenmahles in seine Phantasie aufzunehmen. V. 65—96. Mißverhältniß seiner Sehnsucht zu den Befriedigungen seiner irdischen Dauer. Sein Wahn, seine Thorheiten sind verzerrte Schattenbilder dieser Sehnsucht, deren Ansprüche selbst die Vernunft vertritt. V. 97

— 118. Der Geiſt eines Newton, das Herz ei
ner Hehra — welcher Erhebung ſind beide fähig
Welch Ziel, wenn es der Tod iſt! welch Miß
verhältniß der Anſtalten zum Zweck! V. 12
— 140. Geht der Menſch unter, erliſcht ſein
inneres Leben: ſo iſt der Staub, der nur di
Form ändert, dauernder als er; und iſt er nu
erſcheinende Geſtalt: von woher tönt dann di
innere Stimme, dieſe Ahnung einer Unendlich
keit? V. 141 — 185. Eben ſo über die Gränz
dieſes Daſeyns hinaus greifend iſt

2. das Ringen des Menſchen nach Glückſeligkeit.
Er fühlt tief, daß er ſie bedarf, und daß ſie
ihm mangelt. Daher ſeine Unbeſtändigkeit. Ver
gebens ſucht er überall den Himmel ſeines Her
zens auf. Es häufe ſich um ihn der Ueberfluß
aller Lebensgüter: er beſitzt die Glückſeligkeit
nicht. V. 186 — 237. Ihre Vollendung erreichen
wir nie; die Beſtimmung unſers Daſeyns iſt,
daß wir uns ihr in ewigem Fortſchreiten nur
nähern. V. 238 — 254. Aus der Unendlichkeit
ſtrahlt ſie herab, wie das Leuchten der Wahrheit.

3. Dem Menſchen kann der tiefe Forſchertrieb
nicht umſonſt gegeben ſeyn. Er begeiſtert ihn,
ein ſtufenweiſes Erheben zur Fülle des Lichts
zu ahnen. V. 255 — 295. Schon hier findet,
laut der Geſchichte, ein analoges Weiterkommen
der geſammten Menſchheit Statt. Welch ein Fort
ſchritt von den Anfängen der Ausbildung, bis

hinauf zur feinen Griechenkultur! V. 296—351. Die Wahrheit erscheint hier im sanften Schleier der Poesie. Eine der lieblichsten Dichtungen ist Psyche. V. 352—407. Die Weisen der Vorzeit sind Morgensterne eines herauf dämmernden Tages; und jeder tiefere Blick in das Heiligthum der Wahrheit ist ein aufgehendes Morgenroth. V. 408—431. Der langsame Fortschritt auf dem Wege zur Wahrheit, der eine Unendlichkeit ahnen läßt, und uns zur Selbstleitung auffodert, ist die verheißende Bürgschaft einer lichtvolleren Zukunft. V. 432—454. Ihr Genius tritt in den Stunden der Einsamkeit tröstend vor die Seele; und, wie aus fernem Nebel, dämmert das Land unserer Hofnung empor. V. 455—472.

Dritter Gesang.

Leben. Glückseligkeit. Wahrheit.

Es ist ein Gott! O Freund, der heilige Gedanke
Durchstrahlt die Nacht, und drängt durch Zweifel sich hervor,
Erhöht, vergöttlicht uns, durchbricht die enge Schranke
Der Sinnlichkeit, und hebt uns über uns empor.
Es ist ein Gott! Kometen rollen
Mit Lebenskräften, ihm entquollen,
In die Unendlichkeit hinaus.

Auf sie, die seinem Blick nicht näher schwe
Als du ihm wandelst, gießt er Leben
Und Licht in vollen Strömen aus!
Gießt Trieb und Kräfte, fort zu streben,
Beseelend in die Wüstenei,
In die Unendlichkeit der großen Weltenferne.
Doch warum fragen wir die Sterne,
Ob Gott ein Gott des Lebens sey?
Der Boden, wo du wandelst, schüttert
Von Lebenskraft; auf jedem Strahl,
Mit jedem Hauch des Frühlings zittert
Ein junges Leben in dein Thal.

Welch Leben schwärmt und säuselt di
die Aue!
Welch Leben nährt das Moos, der Ha
das junge Laub!
Welch Leben schwimmt im Schooß der W
und hier im Thau!

Das Mückenheer am Teich — es iſt belebter Staub!
Horch hin! und nirgend iſt ſo todt die tiefſte Stille,
Es wehet leiſ' in ihr ein Athemzug empor.
Und hoch aus dieſer Fluth der großen Lebensfülle
Ragt, wie das Haupt, der Menſch hervor;
Der Menſch, ein Sohn des Staubs, und über Staub erhaben!
Schau! wie zum Engel ſich das zarte Mädchen ſchmücket!
Ein junger Gott blüht auf im wilden Knaben;
Es iſt der Menſch, der auf zur Götterhoheit blickt.
Er mißt den Stufengang, tief unter ſich hinunter;
Er ahnt den Stufengang, hoch über ſich hinauf.

Und dieser Mensch geht dennoch unter?
In wenig Erd' und Thau lös't sich der Denker auf?
Der hohe Mensch, der dasteht, und den Lauf
Der Wesenfluth umforscht, ist selbst nur eine Welle,
Die, nichtig selbst, aus dieser Fluth entquoll,
Und wegsinkt, wenn in ihre Stelle
Die nächste Wallung folgen soll? —

Ist diese gränzenlose Fülle,
Die einen Strom von Sonnenwelten leicht,
Wie Funken, in die dunkle Stille
Hinunter schimmern läßt, ist diese Fluth zu seicht,
Ein Menschenleben zu erhalten,
Das jammernd dort am Ufer ringt,
Und, unter drängenden Naturgewalten,
Die Arme zitternd noch um's holde Daseyn schlingt?

Was iſt es, daß der Menſch ſo ſtark, ſo unerſchüttert
Sein Daſeyn liebt und lieben muß,
Und daß er, wenn er dort erhöhten Selbſtgenuß
Von ferne ſieht, durch grauſe Tode zittert,
Und wild in die Gefahr ſich wirft?
Er ſucht die Ruh, und flieht die ſtillern Lebensſtellen.
Was iſt es, daß er tief aus ſeinen reichſten Quellen
Nur Durſt und heißre Sehnſucht ſchlürft?

Mag ihn die Brandung halb verſchlingen:
Noch lüſtern ſchauet er in's wilde Meer hinab;
Er findet mit dem Schmerz ſich ab;
Er wagt das Leben hin, um Leben zu erringen,
Und immer iſt zu klein der Raum, den er erſtritt;

Und immer hört er noch entfernte Götter
stimmen;
In's weite Daseyn will sein Wahn hinüber
schwimmen,
Und überall nimmt er das enge Daseyn mit.
Er schifft am Wolkensaum, ergreift den Blitz
am Flügel,
Und wirft ihn nieder sich darnieder in den
Staub.
Was hoch steht, ist sein Ziel; das Niedre
wird sein Raub;
Er sprengt sie auf, der Erde Felsenriegel,
Behorcht den leisen Gang, belauscht die tiefe
Spur
Der heimlich waltenden und schaffenden Natur.
Er wirft ihn ab, den engen Zügel
Der Wirklichkeit, der ihn gefangen hält;
Selbstthätig schafft er eine Welt,
Die Welt der freien Kraft, die in den Spiegel
Der Phantasie aus seinem Innern fällt.

Und in den Ahndungen der Homere
Begeistert ihn der Glanz des eignen Götterthums;
Mit Platons Genius erfliegt er Sphär' auf Sphäre;
Sein ist die Erbschaft ihres Ruhms! —

So reich! und immer ist mit seinem Geist kein Friede!
Und ewig ohne Ruh, als ob er ewig schiede,
Durchfliegt er jeden Kreis der Lebensthätigkeit,
Und überflöge gern den raschen Flug der Zeit,
Dort hinter allen Sonnenscheiben,
Dort liegt das unbekannte Land;
Dahin jagt rastlos ihn ein wunderbares Treiben;
Er zürnt dem Arm, der ihn auf diesen Hügel bannt.
In's Dunkel stürzt er sich, und glaubt sich unverloren;

Hin greift er über Nacht und Grab,
Reißt hier den dünnen Faden ab;
Dort wird ein neues Leben ihm geboren.
Dieß strahlt dem Weisen vor, und blitzt i
Traum des Thoren.
Der graue Stein, mit Moos und Ras
überdeckt,
Dieß Todtenmahl im Raum versunkener G
stalten,
Ist eine Hand, die, noch das Daseyn fe
zu halten,
Sich starr empor aus wüstem Grabe streckt.

Zwei Stunden Zeit — zu werden un
zu schwinden —
Und eine Sehnsucht, die an Ewigkeiten hängt
Kannst du den Widerspruch ergründen,
Daß an's Unendliche das Endliche sich drängt
Wer zügelt diesen Drang? er sodert immer
wilder!

Des Menſchen Wahn, ſein Stolz und ſeine Eitelkeit
Sind nur halb leſerlich, verzerrte Schattenbilder
Des innigſten Berufs der Lebensthätigkeit.
Vergebens, nur vergebens lüde,
Die Götterwelt ihn ein, von der die Phantaſie
Das reichſte Lebensbild entlieh.
Das Kind wird ſeiner tauſend Spiele müde;
Doch des geliebten Spieleus nie.

Ja, Leben iſt es, was im Herzen
Des Säuglings klopft, in ſeinem Geiſte reift,
Der, feind der Dunkelheit, nach Kerzen,
Nach ſüßer Lebenshelle greift.
Begeiſtert ſchaut der Greis, mit halb erloſchnem Blicke,
Nach einem Ufer hin, das gegenüber blüht,

Wenn hinter ihm, wie eine lange, ſc
Brücke,
Dieß Leben ſich hinunter zieht.
Und welche Hände konnten, zum Verſin
Im finſtern Strom, ihm dieſe Brücke ba
Darf dieſem Lebensdrang, und ſeinen
Winken
Nach dort, das Herz ſich nicht vertraun
Iſt dieſes innre Weiterſtreben
Ein leeres Hinſchaun, ohne Ziel:
Dann gab die Gottheit uns zu wenig
zu viel;
Verunglückt iſt ihr dann das arme
ſcheinleben!

So rechtet kühn der Menſch. Wen
vermeſſen iſt,
So iſt es die Vernunft, die er ſich nic
geben,
Die ſich ſo frevelnlich vermißt.

Wir große Völker schwand; noch leuchten die
Gestirne,
Die er gezählt, bei denen er geherrscht.
Und Blumen keimten nur empor aus dem
Gehirne,
Worin ein Weltsystem gewohnt?
Aus jenem Herzensblut, das einst in mutigen
Und stärkern Pulsen Lust und Leben ausgedrückt,
Sind keine Trauben schon die Rosenkrone
flattern,
Die Hebra's stillen Todtenhügel schmückt! —
Verlassen ihr Geist mit der zerstörten Hülle:
Dann ist das einzig Leidende — der Mensch;
Dann ist im Raum der weiten Lebensfülle
Das einzig Sterbende — der Mensch.

Die Rose blüht, die Duftgestalt verschwindet;
Allein ihr Staub, der sich durch tausend
Formen windet,

Sich immer wieder trennt, sich immer wi
der bindet,
Und blühend auferſteht, — er bleibt.
Staub oder Blatt — es bleibt! Iſt der
der hohe Engel
Im Menſchen, iſt der minder werth,
Zu dauern, als das Blatt am Stengel,
Das eine Raupe trägt und nährt?
Wie? oder iſt der Menſch, der, ſelbſtgeblieben
Ein freies, lichtes Seyn in ſeinem Buſ
pflegt,
Er, der in ſich die Welt, in ſich die Got
heit trägt,
Iſt er nur Form, nur Staub? ein Blume
kelch, den wüthend
Der letzte Sturm herab von ſeinem Len
ſchlägt?

Es tönt geheimnißvoll in ſeiner innern Tie
Als ob zum Leben ihn in ſeiner Bruſt

Ein tauſendfaches Echo riefe;
Doch ſtirbt es hin mit jeder Luft.
Und warum muß der Menſch durch tauſend
Tode gehen?
Weil tauſendfaches Leben ihm gebührt.
Das ganze Weltall iſt ein großes Auferſtehen,
Das ewig, ewig weiter führt.
Durch Tode geht der Menſch, damit er leben
lerne;
Die Erd' entſinkt, das Reich der Seelen thut
ſich auf;
Schau hin! die Sonn' erliſcht, und tauſend
Sonnenſterne
Ziehn aus der tiefen Mitternacht heraus.

Verlaß den Laubenſitz, voll abgefallner
Blätter!
Tritt auf den Jura hin! vernimm dort die
Natur,

Dieß große Lied von Gott, dieß Heldenli
für Götter,
Und fühle deine eigne Götterspur
Wohin das Auge blickt, wie sich die Au
sicht weitet
Wir ahnen einen tiefen Sinn.
Die ganze Gegenwart, die uns umwogt, si
deutet
Auf eine große Zukunft hin.
Vom Schimmerlicht am Sumpf, bis zu den
Kranz von Tagen,
Der blühend durch den Himmel kreis't,
O, welche Fluth des Seyns! die tiefen Wo
gen schlagen
Bedeutungsvoll an deinen Geist.
Es spiegelt in dem Geist, der so erhaben
waltet,
Weissagend mehr als Eine Welt sich ab,
Wenn sich das Heiligthum der Nacht vor
entfaltet;

Und weihend steigt ein Genius herab,
An deine Hoheit dich zu mahnen,
Zu der du feierlich berufen bist.
Unendlichkeit kann nur das Wesen ahnen,
Das zur Unendlichkeit erkoren ist.

Wie klein versinkt vor ihr das Große,
Worin der niedre Trieb sich hoch vergöttert wähnt!
Sie, die Unendlichkeit, verwahrt in ihrem Schooße,
Wonach das weite Herz sich sehnt.
Und darum schwankt der Mensch; kaum trägt er seine Liebe
Der Huld entgegen, die von fern ihm winkt;
Kaum flicht er seinen Kranz: so welkt die Ros' und sinkt;
Er flieht von Traum zu Traum, als ob ein Geist ihn triebe;

Er flieht aus ſich hinaus, und fodert Selig
Er greift, und was er faßt, iſt ein Gen
der Zeit.
Sey groß, ſey ſtolz, ein hoher Weltgebi
Und hell umleuchte dich des Glückes Sonnen
Der Erdengüter Glanz! du haſt nur Er
güter;
Glückſeligkeit, die haſt du nicht.

Und doch, als ob er dort und da
leicht ſie fände,
Schwärmt hofnungsvoll der Wunſch hinau
So ſtrecken ewig tauſend Hände
Nach ihr ſich unermüdet aus.
Ihr ruft der niedre Sklav am Ruder
Galeere;
Ihr winkt der hohe Sklav in bunter Fürſ
pracht;
Es fragt der Geiz nach ihr im weiten,
ſten Meere,

Und hört die Antwort nicht aus der Gewitternacht;
Er gräbt nach ihr im finstern, goldnen Schacht,
Und findet gelben Staub und eine dumpfe Leere;
Der Hochmuth träumt von ihr in seiner Dünkelheit,
Und bettelt feig um sie bei einer armen Lüge;
Der Dünkel fodert sie — als ob sie Kronen trüge —
Vom Schaugepräng der Macht und ihrer Eitelkeit;
Dort jagt der Held nach ihr durch eiserne Gefilde,
Und stürzt an seinem Schattenbilde
Dann blutig hin auf einen Lorbeerkranz. —
Was Innen leuchtet, dünkt uns ein entfernter Glanz.

So glaubt der Mensch an einen Hügel Erde,
Worauf so kurz die schönste Stunde blüht;
Er wähnt, daß diese Welt den Funken löschen werde,

Den Flammenburſt, der tief in ſeinen
glüht.
Nimm hin den Kelch der Luſt; zwei
du getrunken,
Vergöttert dich gefühlt; und ſchon
Iſt von der Lippe weg der Nektar
ſunken.
Auf! richte dich empor! du biſt des
Sohn.

Die Götterfrucht grünt nicht am
Des Lebens auf im engen Thal der
Und wenn die Seligkeit mit ihrer
Palme
Das neue Himmelsleben weiht:
Auch dann wird ſie noch unſerm
fehlen,
Bei jedem neuen Feierkranz;
Wir mögen tauſend, tauſend Kränze
Doch nie beſitzen wir ſie ganz.

Sie weilet nicht in stolzen Fürstenhallen,
Sagt vom beglückten Böſewicht ſich los;
Nur eine Blume läßt ihr Aufflug niederfallen,
Und dieſe fällt der Tugend in den Schooß.
Sie flieht, wenn du kaum wähnſt, ſie zu erreichen,
Zu immer blühendern Geſträuchen,
In welchen ſich ihr Ziel verliert.
Und warum flieht ſie ſo eilig,
Und läßt das Herz zurück, das ſie ſo ſtark entführt?
Das große Ziel iſt ihr zu heilig,
Und die Vergötterung zu reich, zu himmelvoll,
Zu der ihr Strahl hinüber leuchten ſoll.
Sie ſtrahlt uns an in halb verhüllter Klarheit,
In ſchöner Stille, wie der Stern
Der hohen, nie errungnen Wahrheit,
Von fern, und immer nur von fern.
Kaum naht dein Blick ſich dieſem Stern,
Kaum ſiehſt du ihn den Kreis beglänzen,
Der ſich für deine Pflicht erhellt:

So ſteht er auch ſchon auf den Gränzen,
Und leuchtet hin nach einer höhern Welt.

Doch täuſcht vielleicht in ihrer Zauberhülle
Die Ferne mich, wohin kein Seherauge dringt'
Weisſagt mir hieſer Muth, der nach Erkenntniß ringt,
Weisſagt er nicht das Heil der aufgeſchloßnen Fülle?
Dann ſprich, warum, warum ward uns der Drang verliehn,
Der tiefe Wahrheitsſinn, der feierlich und kühn
Wie ein erhabner Seher, zu den Räumen
Der Unermeßlichkeit hinüber reißt?
Woher der immer rege Geiſt,
So über ſich hinaus zu träumen,
Um dort zu fodern, was ihm hier gebricht? —
Aus Licht iſt er zum Licht geboren,
Zu einem höhern Loos' erkoren,
Iſt ſeine Heimath hier auf Erden nicht.

Hier ist der Vorsabbath der höhern Lebensfeier,
Die Morgenstunde, die den Späher weckt,
Hinauf zu schauen zu dem Schleier,
Der uns das Heiligthum verdeckt.

In diesem Dunkellichte halten
Zwar Täuschung noch, und Wahn und Trug,
In wechselnden und streitenden Gestalten,
Durch's Leben ihren Schattenzug.
Es sey, daß hier der Mensch im täuschenden Gewirre
Verlockender Gestalten sich verirre;
Nach Wahrheit, nur nach Wahrheit ringt sein Geist.
Und sollt' er dennoch nie das weitre Ziel erstreben,
Das heilig ihm der Genius verheißt?
Ja, weihet opfernd sich dem Wahn ein edles Leben:
Sprich! ist's die Wahrheit nicht, der dieser Sieg gebührt?

Die hohe Göttin iſt es immer,
Die ſo den Muth begeiſtert, ſo entführt;
Ob auch im Wahn ihr holder Schimmer
Ihn mit gebrochnem Strahl berührt.
Nur leiſe kündend naht' die Sonne ſich d
Wolke;
Ihr Flammenantlitz iſt auf Morgenduft gem
So mildernd iſt die ſchöne Roſenwolke
Nicht Sonne zwar, doch ſanft von ihr
ſtrahlt.

Dieß ganze Daſeyn iſt ein Spiegel,
In den ein blaſſes Bild der hellern Zukunft
Und fort reißt uns die Zeit mit ihrem raſc
Flügel.
Wohin? Ein ewig Dort iſt ihr entferntes Z

Laß zur Geſchichte, dieſem Sarkophage
Der todten Zeit, laß uns hinunter gehn!
Laß ihren grauen Schatten auferſtehn,

Und die verhüllten Geister dunkler Tage
Vor deinem Geist vorüber gehn!
Den fremden Zug beginnen finstre Stunden;
Und andre sind mit Blut getauft!
Sie weisen trauernd hin auf tief geschlagne Wunden!
Durch Wunden hat die Menschheit sich erkauft!
Schon färben heller sich die grauen Nebeldünste.
Wie unter tanzenden und schönen Kindern, trit
Im Chor bekränzter, Arm in Arm geschlungner, Künste
Die Fabel lächelnd auf, und bringt die Wahrheit mit.

Die Zeiten sind weissagende Kassandern;
Und die Vergangenheit schließt uns die Zukunft auf.
Horch! sie verkündet uns ein großes Völkerwandern!

Nun glänzen die hellenischen Gefilde,
Von einer Schöpfung himmlischer Gebilde,
Die jeden Lebenstraum zu einem Tempel weihn,
In welchem hohe Götter walten.
Die Grazien der Weisheit ziehen ein;
Erhabne Worte spricht der Hain;
Und Wahrheit hüllt in freundliche Gestalten
Des Urlichts reinen Wiederschein.
Wie hold umfängt sie uns in Psyche's sanfter Trauer!
Ein Gott hat diesen Traum in Himmelsduft getaucht,
Und ihm, mit einem Geisterschauer,
Den zarten Sinn des Lebens eingehaucht.

Hell, mit Blüten überschleiert,
Lauscht des Hains geweihte Nacht,
Wo die Gottvermählte feiert;
Aber eine Stimme wacht.

Pſyche ſchwebt durch Roſenzweige;
Alles blüht in heiterm Licht.
Stimme der Entführung, ſchweige!
Aber ach! ſie ſchweiget nicht.

Pſyche, Trotz dem Warnungsrufe,
Hört den Zauberton der Welt,
Neigt ſich von der Götterſtufe
Lüſtern nieder, horcht — und fällt.

Pſyche fällt! ein dunkles Ahnen
Zittert um die Büßerin,
Wie das Graun erzürnter Manen,
Durch die ſanften Roſen hin.

Schatten ſind's, die ſie umgeben.
Wie ein holdes Traumgeſicht,
Schwand der Gott aus ihrem Leben,
Nur aus ihrem Herzen nicht.

Hier ahnest du den Geist, der über
Beschwerden
Der dunkeln Pilgerschaft ein mildes Dämme
gießt.
In diesem Schauerlichte schließt
Den schönen Liebesbund das ernste Seyn u
Werden.
O, laß uns in das Götterland,
In's liebliche Gebiet der Fabelauen,
Das unterging und nicht verschwand,
Mit hohem Ernst laß uns hinüber schauen
Noch leuchtet Platons Geist, der, wie
Sonnenblick,
Einst durch die Lenze Griechenlands geloder
Trotz der Natur, die zieht und wiederfode
Blieb uns sein Genius zurück.
Dort brachen Sonnen durch, die Nebel
zertheilen,
Womit die Nacht den Tag umwand.
Ein Sokrates, ein Solon, ein Cleanth,

Hell leuchten dieſe Feuerſäulen
Hinüber in's gelobte Land.

Nach dieſen Geiſtern laß uns ſchauen,
Wenn drückend über uns das Erdendunkel liegt!
Verkünden ſie uns nicht ein leiſes Morgen-
grauen,
Das rettend ſich an dieſes Dunkel ſchmiegt?
Ein jeder Blick von einer lichten Hore,
Die einen Strahl der Wahrheit uns vertraut,
Iſt eine triumphirende Aurore,
Die durch das Morgenthor der großen Zu-
kunft ſchaut.
Ein jeder Schritt, den unſer Streben
Dem Reich der Wahrheit abgewinnt,
Er iſt ein Schritt hinein in's heitre Geiſter-
leben.
Jedoch, daß wir durch dieſes Labyrinth
Nur langſam uns der Fülle näher winden,
Dieß treibt in uns die Kraft zum Streben auf;

Und daß wir ſie nur ahnen, nicht ergr
Dieß iſt ein hoher Wink; er winkt h
hinauf!

Ja, dieſes Ahnen: einſt die reifre
zu brechen,
Zu wandeln einſt in einem reinern Lich
Iſt ein geheiligtes Verſprechen,
Womit ein Gott die Zukunft uns verſp
Mit dieſem feierlichen Gottesworte,
Mit dieſer Handſchrift, deren Sinn
Mir Ewigkeit verheißt, tret' ich gerette
Zu jener finſtern, tief verſchwiegnen P
Und fodre — denn die Handſchrift lü
nicht —
Das Leben, welches ſie verſpricht.

Nur darum ſenden weit entlegne S
In unſre Wolkentag' ein mattes
herein,

Daß unser Geist im dicht verhangnen Lebenshain
Sein eigner Schutzgott werden lerne.
Doch heller wird's um unsern Pfad,
Wenn sich durch das verhallende Getümmel
Der Gegenwart mit seinem stillen Himmel
Der Genius der Zukunft naht.
Er offenbart sich in der hohen
Begeistrung einer schönen That;
Begegnet uns, wo wir der Welt entflohen,
Die zwischen uns und unsern Frieden trat;
Und heiligt zum Genuß der innern Lebensfülle
Die Einsamkeit, die in der Fluth
Des Weltgewühls, wie eine stille,
Verborgne Friedensinsel, ruht.

Da sieht der freie Blick den Strom vorüber gleiten,
Sieht, wie das Küstenland verhüllter Ewigkeiten

Am fernen Horizonte ſich erhebt;
Das Morgenland, wohin das Heimweh mit Thränen,
Dieß tiefe, nie geſtillte Sehnen,
Geheimnißvoll hinüber ſtrebt.

ierter Gesang.

Inhalt.

Gott ist ein Gott des Lebens. Er kann den Geist des Menschen nicht vernichten wollen. Der, demselben inwohnende, Tugendsinn ist das Unterpfand seiner Unsterblichkeit.

Erinnerungen an eine Abendszene, wo das Gemüth in heiliger Stille der Betrachtung sich öffnet, in die umgebende Welt hinaus blickt, und fragt: Sollte Gott den menschlichen Geist, Trotz der Ahnung, die er durch edle, weit über dieß Daseyn hinaus fodernde, Bedürfnisse, und selbst durch die Natur, in ihm empor winkt, feindlich vernichten wollen? V. 1 —43. Hierauf antworten

1. Töne der Huld, durch welche der Genius der Welt zu seinen Menschen spricht. V. 44—67. Selbst das Leiden ward zum Schutzgeist der Freude bestellt. Diese holde Pflegerin des Lebens, welches sie aus den Händen der Liebe empfing, kommt uns freundlich entgegen, und schließt sich würdig dem Gefolge der Tugend an. V. 68—105. Eine frohe Begleiterin unserer heiligsten Gefühle ist die Phantasie. Sie erhebt uns über dieß Daseyn hinaus, und feiert mit einer schönen Seele das Leben höherer Welten. V. 107—211. Aus höhern Welten kamen, um uns die Pilgerschaft

durch dieſe noch mehr zu verſüßen, die Liebe u
die Freundſchaft, wie zwei tröſtende Genien, h
ab, und blicken, voll Sehnſucht, nach ihrer H
math zurück, zu ihrem Himmel, der ſie nicht
rückweiſen kann. V. 212—246. Dieſe Sehnſuc
und wenn ſie auch in einem leichten, heitern
den gleichſam in den Hintergrund zurück trit, d
ſchwindet nie; ſie nimmt Phädons letzte Stu
in Anſpruch. V. 247—267.

2. Auch die Dunkelheiten unſers Erdendaſeyns ſ
eine Sendung der Huld. Die Stürme des Leb
regen in uns die großen Bedürfniſſe auf, die
der ganzen Kraft ihrer Anſprüche auf eine
kunft uns begeiſtern, und über die Erſcheinu
ſchwindender Geſtalten uns erheben. V.
—279. Der Sturm, der ein Wölkenheer zuſa
men trieb, zerreißt auch den Nebelſchleier. Ly
phrons Trauer. V. 280—316. Leiden wec
endlich in unſerm Gemüthe

3. die Kraft der Tugend auf. Der Glaube an
Tugend ward uns, als das ſicherſte Unterpfa
unſerer Fortdauer, mitgegeben. Selbſt in
ſere Gefühle legte der Urheber unſerer Natur
nen Sinn, der freundlich uns zur Tugend h
zieht. V. 317—326. Kamen nun Leben
Vernichtung aus einer Hand: ſo iſt dieß
ſeyn eine Welt der Widerſprüche. V. 327—3
Das Leben iſt eine flüchtige Erſcheinung, in
wir nur unſere Mängel fühlen lernen. Unzuf

den mit sich selbst, blickt der Weiseste in die Vergangenheit zurück. V. 361—372. Las Casas Tod. V. 373—404. Es muß eine Zukunft Statt finden, die das Leben weiter bringt. V. 405—417. Die Gestalten der Erde verschwinden; die unsterbliche Kunst sieht ihre Gebilde zerfallen; alles deutet hin auf physischen Tod. V. 418—452. Die Auflösung des irdischen Daseyns ist die opfernde Vergötterungsszene des geistigen Menschen. V. 453—476. Selbst in der Natur findet kein Uebergang zum Nichtseyn Statt. Wir wissen zwar so wenig das Woher, als das Wohin unsers Seyns: genug, daß wir sind; daß die Natur nicht auflösen kann, was im Reiche der Gestalten nicht entsprang; ihr fällt die sinnliche Form unsers Daseyns anheim. V. 477—492. Des Menschen innigstes Seelenleben, die geistige Kraft, zu wollen und zu vollbringen, gehört nicht zu ihren Ansprüchen. V. 493—504. Die Art des Zusammenhanges der geistigen Kraft mit der sinnlichen Organisation begreifen wir nicht. Unabhängig von diesem Geheimnisse ist die Anerkennung unsers innigsten Berufs: fort zu streben zu einer immer mehr befriedigenden Vollendung, die eine Unendlichkeit verbürgt und voraus setzt. V. 505—520. Hymnus. V. 521—532.

Vierter Gesang.

Unsterblichkeit.

) gegrüßt, das Inselland der Stille,
insamkeit, wo sich der Sturm des Le-
bens bricht;
e Betrachtung wohnt, und aus der
tiefen Fülle
eel' ein Wiederhall aus fernen Welten
spricht!

ug hin mit deinem Geist zu jenem
Wunderthale,
thal, um welches kühn empor die Tem-
pelhöhn,

Die Felsen, wie Erinnrungsmahle
Von grauen Ewigkeiten, stehn!
Laß noch einmal den Tag vorüber ziehen,
Der, wie ein schöner Wandel, unterging,
Und mit dem Nachklang seiner Harmonieen
Schon zwischen zweien Welten hing,
Als uns dieß Gotteshaus umfing,
Dieß Felsenthal, voll großer Phantasieen!
Wir schauten nach der Rosenwand,
Wohinter mit den letzten Spuren
Das schöne Licht hinunter schwand,
Als über den verlaßnen Fluren
Der Mond, wie eine Hofnung, stand,
Wie ein geweihtes Unterpfand
Der unversiegten Lebensquelle.
Gleich einem dunkeln Leben, wand
Der Strom des Waldes sich durch seine Wasserfälle
Hinab, wohin die Zeit ihn reißt.
Da schlug, wie eine leise Welle,

Sinn des Lebens auf in unſerm Geiſt.
var ſo ſtill um ihn, wie nach verſtumm-
ten Flöten,
ſtill, als ob durch die verhüllte Flur
Friedens Athemzüge wehten.
ts war um uns, als Gott und die 30
Natur.
ſchauderte durch's Herz die Kraft, ſich
auf zu ringen,
) los zu retten von den Dingen;
freier ſah der Geiſt in's Ewige hinaus;
Leben, Lebenswonn' und Licht und Wahr-
heit gingen
n hohen Unſichtbaren aus.
ch fragt der Zweifel: Warf die Gottheit
mit Verachtung
viel erhabnen Lebensſinn
) ſo viel Gottheit zur Verſchmachtung
's große Weltenufer hin?
gt er ihn zürnend weg vor ſeinem Angeſichte, 40

Den Menſchengeiſt, den er ſo tief,
Und inniger hervor aus ſeinem Gotteslicht
Als alle ſeine Sonnen, rief? —

Sieh dort! ein liebliches Geflimmer
Erwacht im Schooß der Dunkelheit.
Schon trit ein rother Morgenſchimmer
In meine düſtre Einſamkeit.
Du, Herold Gottes! haſt du nichts mir verkünden? —
Du ſprichſt: „Mich hat die Huld geſandt.“
So Willkommen, Lichtaufgang! Die letzten Schatten ſchwinden,
Aus denen heitres Leben auferſtand.
Ein lichtes, himmelblaues Leben,
Woran die Freude, wie ein Roſenwölkche hängt,
Wird den erwachten Tag umſchweben,
Der liebend ſeine Welt umfängt.

Wie Blicke, die in heller Wonne schwimmen,
Glänzt der bethaute Halmenhain;
Und Liebe ruft, mit tausend Stimmen,
In ihre Morgenwelt hinein.
Ein jeder Hauch, der über Blumenflächen
Der Aue wandelt, spricht: „O Mensch, die Gottheit liebt!“
Kann rührender die Liebe sprechen,
Als durch den Himmel, den sie giebt?
Vernimm den Sinn, den Geist der süßen Lebenstriebe,
Der tausendstimmig zu dir spricht:
„Vernichten kann der Gott der Liebe,
Vernichten kann der Gott des Lebens nicht.“

Zu einem ernsten Freudentempel weihten
Verborgne Hände diese Welt,
Durch welche lächelnd bald, wie holde Seligkeiten,

Bald warnend, wie der Schmerz, uns E
gel hin begleiten,
Von einer höhern Huld uns freundlich
gesellt.
Die Huld hat an die Nasenspitze
Der Freude hingestellt den Schmerz,
Daß, gegen unser eignes Herz,
Er unsre Lebensfreundin schütze.
Verdamme nicht den weisen Schmerz!
Es war in einem Nachtviolen-Grunde,
Da heiligt' er mit einem ernsten Blick
Und hohem Ahnungssinn ihr stillstes Seelen
glück:
Vergessen wird sie nicht der weihevollen Stund
Die Thräne ließ er ja zum Denkmahl i
zurück.

Die Liebe hat die Welt geboren;
Die Freude nahm sie schmeichelnd auf de
Schooß;

Beide haben einen Bund beſchworen,
beſeligen, das reiche Menſchenloos,
liebſte Pflegekind der Horen.

alb fliehend, und nur darum ſchön,
uns die Freud' auf allen Wegen
blumen ihrer Kron' entgegen.
thälern feiert ſie und auf geſchmückten
Höhn
ßen Augenblick; ſie hebt zur Luſt die
Schwinge
Adler, wie dem Schmetterlinge;
üllt die Lerchenbruſt mit lyriſchem Getön,
ſie die Zeit des Heils den Wolkenhallen
ſinge.
webt ihr Geiſt im leiſen Wehn
Waldluft hin, und ſchlägt um jeden Zweig
die Flügel.
Taumelwellen auf des Baches Spiegel,
kindlichen Umarmungen, ſich drehn,

Dann schüttelt sie vom nächsten Hügel
Die bräutliche Bekränzung drauf.
Sie führt den Tanz des jungen &
auf;
Sie färbt die Blüthe roth, wie eine L
chenwange;
Sie zieht als Dyras ein, wo du die L
wölbst;
Sie folgt als Grazie von fern dem Tug
gange:
Denn werth des Himmels seyn, ist halb
Himmel selbst.

Und daß schon hier im Reich der Sin
Die junge Paradieseswelt beginne,
Ward unserm Geist ein Wesen zugesellt,
Aus Geist und Sinnlichkeit geboren:
Die Phantasie ward auserkohren,
Zu öfnen uns die reiche Wunderwelt.

zaubert die Vernunft herab von ihren Höhen,
en hell, doch kalt, das Licht der Sonne strahlt,
t in Thäler ſie, wo Nebeldüfte wehen,
ſo blühend ſich der Regenbogen malt.
er öde, todte Räume
ie Lebendigkeit und Glanz und Licht zu ſtreun;
eud' erzählt ſie roſenfarbne Träume;
gt den Gram mit Himmelsliedern ein.
t den mächtigen Geſang erzogen,
s Gemüth der Erd' entreißt;
webet auf der Fluth, auf den belebten Wogen
ne hin, wie Gottes Geiſt.
ufzen ihre Töne leiſe Klagen
hnſucht aus, die ſchöne Seelen drängt;
lattern ſie dahin, gleich frohen Kindertagen,

Um die ein bunter Frühling hängt.
Was sprach so süß, wie ein Gesang der Mu
Die Harmonieen deines Herzens nach?
Sie rief den Echolaut, zur Stimm' in i
nem Busen,
In einer zarten Seele wach.
Sie haucht der Liebe diese Zauberworte,
Sie haucht ihr ein die Seelenmelodie'n;
Sie schmückt das Leben ihr, wie eine Sieg
pforte,
Durch die bekränzte Horen ziehn.
Der Hofnung giebt sie morgenrothes Leben,
Und der Erinnerung ein Abendroth voll Ru
So treten Beide hin zur Gegenwart, u
weben
Dieß Zwischenland mit Blumendecken zu.
Sie faßt die Gegenwart in ihren Zaube
spiegel,
Und strahlt verschönert sie zurück;
Sie schwingt sich auf von diesem Hügel,

Und Himmel öfnen sich vor ihrem Seherblick;
Sie schaut hinaus, und sieht ein großes Lebenswandern;
Die goldnen Inseln schwimmen auf und ab;
Ein Engel ist der Tod, und leuchtend dort das Grab;
Und eine Sonne blitzt der andern
Den Gruß der Lieb' und Lebenshofnung zu.
Sie weihte, sie begeisterte die Ruh
Dort in dem Abendthal, das deine Trauer feiert,
Wo durch die grüne Nacht, die weihend nieder hing,
Wie mit Verklärungsglanz umschleiert,
Die himmlische Gestalt der reinsten Seele ging.
Geheim umflüsterte das Laub die Tannenreiser,
Wie Liebeslispel einer jungen Braut;
Und die Natur sprach immer leiser;
Die Gegenwart verschwand, wie ein verklungner Laut.

Um Hehra war's ſo heilig, wie am Sitze
Der Unſchuld, die ein Gott bewacht.
Ein ſchönes Leuchten, wie verſchwiegne Blitze,
Vergoß die heitre Sommernacht.
„So" — ſprach die Fromme — „glänzt am dunkeln Erdenſtaube
Der ſtille Gang der Tugend auf. —"
Und ihr Gefühl war Heiligung und Glaube,
Die das begeiſterte Gemüth hinauf
Zur Heimathflur geweihter Seelen trugen.
Es feierte der ganze Hain,
Und alle Nachtigallen ſchlugen
In Hehra's Seelenfeſt hinein.
Sie blickt' empor, und ſah den Schein
Der Abendfackel durch das Grauen
Der Dämmerung am Saum der Nacht herüber ſchauen.
Da rief ſie: „Schön iſt doch das dunkle Menſchenloos!

Die Erde nimmt uns ſanft auf ihren Blumenſchooß,
Und zeigt von fern uns neue Erden,
Für die ſie uns erzieht; und ſchauerlich und groß
Liegt vor uns da das ernſte Seyn und Werden.
Wie eine Zukunft ſchaut die Abendwelt;
Sie ſchaut uns an aus ihren tiefen Hallen,
Voll Sterne, die das weite Schlummerzelt
Des eingeſchlafnen Tags, wie goldne Träum', umwallen.
Da ſieh das Zweigeſtirn! wie ſchön
Die beiden Sterne dort zuſammen
Am Himmel auf und nieder gehn,
Und ewig ſich einander hold umflammen!
O, laß uns dort Bedeutung ſehn!
Es geht der große Geiſt der Liebe
Durch ſeine Schöpfung, die er trägt und hält,
Und ſchlingt das ſüße Band der holden Wechſelliebe

Hier um ein Herz, und dort um eine Welt.
Wie ruhig dämmert hinter jenen Räumen
Das ſtille Land, von dem die Sehnſucht
ſpricht, herab!
Es ſpiegelt ſich in unſern ſchönſten Träumen
In unſerm reinſten Leben ab.
Die ſichre Bürgſchaft für den Himmel
Iſt doch der Himmel hier in unſrer Bruſt!—'
So Hehra. — Tief verſank das rauſchende
Getümmel;
In Nacht verſank der Traum von Schmerz
und Luſt.

Der Menſch hört auf zu ſeyn; und ſchon
beginnt der Engel,
Wenn er in ſich den Himmel nicht vermißt
Wenn, Trotz dem Schmerzgefühl der Mängel
Der Gott in ihm auch mit ihm iſt.
Du ſahſt die Zukunft ſich in Hehra's Leben
ſpiegeln;

iel in deine Seel' ein feierliches Licht;
egte mit der Liebe Flügeln
um dein Herz die ſchöne Zuverſicht.
Glaub' umfaßte nun mit einem Friedensbunde
Erdenthal und jenes hohe Seyn. —
gnen wird dir einſt mit dieſer reichen Stunde
Ewigkeit noch dort am finſtern Todtenhain,

Sey Friede dann mit dieſem Schattenleben!
Himmel iſt es ja ſo nah verwandt;
Lieb' und Freundſchaft weihn darin ein ſtilles Land,
ſie, wie Genien, umſchweben,
einer ſchönern Welt zu uns herab geſandt;
eine Tugend an die Bruſt der andern,
wo der Gram an's Herz der Liebe fällt;

Da laß uns heiliger vorüber wandern;
Da feiert eine Engelwelt.
Sey hoch beseligt, oder leide;
Das Herz bedarf ein zweites Herz.
Getheilte Freud' ist doppelt Freude,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.

Lieb' und Freundschaft wandeln unter guten,
Frommen Menschen tröstend auf und ab;
Treten weinend an ein Blumengrab,
Wo die Brust versank, an der sie ruhten.

Zu der Lichtwelt seufzen sie hinauf:
„Deinen Himmel haben wir verkündet;
Darum nimm uns, wenn hier alles schwindet,
Hehre Lichtflur, nimm uns rettend auf!

Unter trauernden Erinnerungen
Liegt verschattet unser stiller Pfad.

O, vergüte, was die Zeit verſchlungen,
Und das Schickſal grauſam nieder trat!

Unſre Herzen ſind voll Todtenmahle,
Wie der Raſen im Zypreſſenthale.
Zwiſchen Gräbern ſeufzen wir hinauf:
Hehre Lichtflur, nimm uns rettend auf! — “

Ruft dieſer Seufzerlaut der reinſten Lebenstriebe
Vergebens einen Himmel an,
Zu retten, was ſo ſchön, ſo feierlich begann? —
Die Sonne droben iſt ein großer Blick der Liebe;
Gott ſchaut mit dieſem Blick uns an;
Ihn frag', ob Gott vernichten kann!

Mit Phädon flog am Arm des Glückes
Das heitre Leben hin; es war ihm ein Geſicht,

Das ein Mal nur erſcheint; die Zukunft
war ihm nicht.
Jetzt trit herein der Geiſt des letzten Augenblickes,
Bedeutend ernſt, wie ein Gericht;
Er löſ't die ſanfte Blumenkette,
Mit welcher Phädon gern am ſüßen Leben hing
Und Hehra trit zur Lagerſtätte,
Wo ſie der Händedruck des Scheidenden empfing,
Er ſprach: „Sieh hier den Tod! in ſeinen Schatten lauert
Bewafnet ein empörtes Schmerzgewühl!
Geiſt — Kraft — und ewig todt! — ach, die Vernichtung ſchauert
So kalt durchs widerſtrebende Gefühl!“
Die Sanfte ſprach; „Wir gehn von Pflichten, Freund, zu Pflichten,
Zu neuer Thätigkeit dahin.“ — Und Phädon rief:

„Dich, Engel, kann ein Gott der Wahrheit nicht vernichten!
Gott! Gott!“ — Er wandte ſich; ſein brechend Aug' entſchlief.

Es iſt ein Gott des Rechts! O, glauben wir dem Munde,
Der endlich vor der Tugend ihn bekennt!
O Heil! das höchſte Heil der Stunde,
Die tröſtend uns den Retter nennt!

Nicht immer ſchwebt im ſanften Blütenregen
Der Geiſt der Huld um unſer Herz;
Das Schickſal klopft mit harten Schlägen
An unſre Bruſt, und draußen ſteht der Schmerz.
Wir ſchrecken auf, und zitternd ſinkt das Herz
Auf Trümmer ſeines Friedens nieder;

Trit näher hin, und er erhebt dich wie
Ein Bote Gottes iſt der Schmerz.
Er ſpricht: „Verlaß dieß Wogen und
Fluten,
Das Leben heißt — den Traum, der
Geſtalten greift!
Es iſt der Geiſt des Schönen und
Guten,
Der hinter dieſen Hüllen reift. —

Ja, Freund! Geſtaltung iſt's, das Große,
Das Hohe nur die Wurzel ſchlägt,
Das ſein beſtrahltes Haupt im Schooße
Des reinen Aethers blühend trägt. —
Es fällt ein Nachtorkan in unſre ſtillſte
Und jagt ein Wolkenheer herauf;
Doch eben dieſer Sturm zerreißt den
ſchleier,
Und heitre Stellen gehn am düſtern Himm

Wüst lag die Flur; zerrißne Wolken flogen;
hingen grau vom Horizont herab;
Sterne, hinter Wolkengittern, zogen,
stille Geister, auf und ab.
iubt saß Lykophron an einem Grabeshügel;
eine finstre Nacht kam aus dem Todten-
hain,
schwang um seinen Geist die schwarzen
Schattenflügel;
, wie ein bleicher Mond, sah über ferne
Hügel
h die Vergangenheit herein.
delida!" — rief er aus — „ach! was wir
ewig wähnen,
ann vielleicht, wie Duft im weiten Raum.
ß heilige, dieß innig tiefe Sehnen
nur vielleicht ein froh umarmter Traum.
s Schöne ward dem Element zum Raube;
s Liebliche zerfiel, wie Blumenstaub im
Hain;

Und doch, doch drückten sich dem zart geform
ten Staube
Die lichten Spuren eines Engels ein.
Erlosch dieß Seelenlicht, das herrlich aufg
lodert?
Verschüttet endlich hier ein todter Hügel San
Den hohen Tugendsinn, der seinen Himm
fodert?
Dieß Göttliche, das nicht aus Erdenstaub e
stand? — "
Da sieh! ein lichter Nebel kam gezogen;
Und frisch, wie eine blühende Natur,
Umarmte sanft ein schöner Friedensbogen
Die Stille seiner Lebensflur.
Da war's, als sprächʼ ein Geist zu ihm d
Worte:
„Kein Funken einer Göttlichkeit verglüht.
Zu höherm Glanz führt diese Blumenpforte;
Sie ist aus Thränen aufgeblüht. — "

O, Freund! die Hand, die unter Blu-
tendecken
Uns hinführen in den Hain der Luſt,
Wirft nach den Sturm an unſre Bruſt,
Im tief in uns den Ernſt der Zukunft auf
zuwecken.
Sie gab die Tugend uns, als eine ſichre
Spur,
Und als ein Unterpfand der höheren Natur.
Sie ſtrahlte, daß der Menſch ſich ſelbſt ge-
treuer bliebe,
Der Tugend ſanften Wiederſchein,
Wie Nebenſonnen, in die Triebe
Des dämmernden Gefühls hinein.

Und dieſe Liebe, ſtürzt, ach! wie von
einer Klippe,
Vom Daſeyn kalt ein Menſchenherz hinab?
Sie reißt den Kelch von unſrer Lippe,
Für den ſie ſo viel Durſt uns gab?

Sie ruft, durch die Natur, zur seligsten A
muthung
Der Dauer, Geist und Herz hinauf,
Und baut, zur gröſslichsten Verblutung
Des Lebens, hier den Opferaltar auf?
Wie? hat sie darum nur in dieser Stuf
halle
Den Menschengeist so hoch hinauf gestellt,
Daß er vom Gipfel seiner Welt
Mit desto tieferm Sturze falle?
Sie sandte selbst den Blick von Licht in se
Nacht,
Aus welcher er doch nie zum hellern Tag
wacht?
Sie hat den Traum von Freiheit in die Se
Nur darum tief, so tief hinein gelegt,
Damit der Geist in seiner Kerkerhöhle
Die Ketten fühle, die er trägt?
Die Tugend fodert unser Leben,
Sie fodert Opferung, und ihre Vollmacht lüg

mag das Laſter nicht, ſo laß den Edeln
heben,
r dieſe Welt verlor, und jene nicht erſiegt!
nn kehre weg den Blick vom großen Welt-
tenbuche!
hn lacht dir die Natur in ihrem Morgen-
roth;
s ganze Leben wird zum Fluche,
dann iſt Tod um uns, und nichts, als
Tod.
wandelt hin im großen Schattenreiche.
s fallen kann, ſind Trümmer nur;
lebende verſenkt die todte Leiche;
ſchrecklich Opferfeſt begehet die Natur.
Blutaltar — dort ſteht er aufgerichtet;
ſeinem Fuße gähnt ein ſchauderhaftes
Grab!
t wird im Menſchen eine Welt ver-
nichtet!
t bricht der Anfang eines Gottes ab! — —

O, dieſe Widerſprüche ſtürmen
Dich deiner feierlichſten Hofnung zu!
Das Leben triumphirt, und ſeine Palm
ſchirmen
Die heilgen Stellen deiner Ruh.
In dieſe Friedenspalmen flüchte
Dein Glaube ſich, wenn er, verjagt
Von Zweifeln, vor dem Weltgerichte,
Das du im Buſen trägſt, das Menſchenlo
verklagt;
Wenn er hinauf klagt zu den Sternen;
Daß, in dieß Daſeyn eingeengt,
Wir eben nur die Tugend lieben lernen,
Und fort ſind, eh' ſie uns umfängt.

Laß einen Edeln ſich vom Erdenſtaub
heben!
Mit einem Seufzer geht der Weiſeſte dahin
Las Caſas ſtirbt — o ſieh! der ganze Sin

des Lebens drückt sich aus in einem solchen
Leben.
Wie unbefriedigt schaut er auf den Raum
zurück,
Wo seine Tag' ihr kurzes Daseyn hatten!
Das ist der letzte, dunkle Blick;
's ist, als würf' er nur noch einen leisen
Schatten
aus einer höhern Welt zurück.
Er sieht die Zeit, wie sie, mit aufgerißnem
Flügel,
dahin mit unsern Thaten flieht.
So tritt er auf den letzten Hügel,
um den ein Abendtraum vom langen Tage
zieht.
zu seinen Füßen schreit Chiappo's Volk in
Ketten,
die Spaniens Tyrann um freie Menschen
wand;

Der fromme Seelenhirt ſtreckt zitternd aus die Hand,
Vom Dolche die Verzweiflenden zu retten;
Und, wie ein Segen, hängt an ſeinem Blick das Wort.
Sein Wüthrich zürnt herab von ſeinem goldnen Seſſel;
Las Caſas bebt, und wirft die kaum gelöſ't Feſſel
Den armen ſchwarzen Brüdern zu.
Da, wo er rettete, ſchwebt ein erhabner Engel;
Und wo ſein Muth der Tyrannei erlag,
Bedeckt die Stell' ein dunkler Tag.
Es iſt der Schatten ſeiner Mängel;
Er kennt ihn wohl, und büßt ihn ſeufzend ab.
Ein Himmelsahnen ſchwebt nun ſanft, wie eine helle,
Verſöhnende Geſtalt, auf ſeinen Geiſt herab

Das reinſte Leben gleicht der Quelle;
Auf ihren Spiegel fällt des Sonnengottes Blick;
Doch die, vom Schlamm des Ufers trübe, Welle
Strahlt ihn mit Zittern nur dem hehren Gott zurück.

Und ſolch ein Leben ſtreckt umſonſt die Hand hinüber
Nach einem höhern Ziel, das aus der Ferne winkt?
Es fällt, wie ein Phantom, ein Luftbild, welches trüber
Und immer trüber itzt in ſeine Nacht verſinkt?

So kann, ſo darf das Heilige nicht enden!
Hinüber ſichernd über Nacht und Grab,
Kam zu des Menſchen Geiſt das Göttliche herab,

An ihn den Himmel zu verpfänden.
Verkündet nicht der freie Göttermuth,
Daß er aus fremden Welten stamme?
Auflodern wird die reine Vestagluth,
Die schöne Funken sprüht, zur hellern Aether
flamme.
Nur was der Erd' entsteigt, wird auch d
Erde Raub.
Geschlechter schwinden fort, noch ehe sie ve
alten;
Wie Nebel ziehn dahin die dämmernden G
stalten;
Sie schütteln grauenden Verwesungsstaub
Aus langen, düstern Schleierfalten;
Und was bekränzt war, trägt verdorrtes La
Die Gegenwart tritt auf; und weg vom j
gern Lichte
Sinkt immer tiefer die Vergangenheit.
Die Weltgeschichte selbst begräbt die Welt
schichte.

vischt den alten Schattenriß der Zeit.
Mahle der Vergötterung verwittern!
ewige Natur reißt stolze Zedern fort.
au! wie versteinerte Jahrtausende, stehn
dort
Riesenfelsen auf — die Zeit wird sie zer-
splittern.
s Hohe fällt; und eine dumpfe Nacht
ht lauernd hinter jedem Schimmer.
: trauern über Hella's Trümmer;
) finster blickt der Ernst auf Roms ver-
sunkne Pracht.
schüttet sind, Athene, deine Hallen,
) seinen lichten Kranz der Genius erflog!
in Riesenbogen ist zerfallen,
Rom, durch den dein Triumphator zog!
is Heiligthum des kühnen Säulenganges
wuchert längst entweihendes Gesträuch;
d leise seufzet noch aus ihrem Schattenreich
e Muse des aonischen Gesanges.

So ist der reichste Glanz ein flüchtiger Genuß!
So sinkt dahin, was hohe Kunst gestaltet! —
Doch dauernd ist, was innen waltet:
Unsterblich ist der Genius!

Entstehen, Seyn, und Tod! — Verhängnißvolle Worte,
Ihr seyd der Inhalt jedes Erdentraums!
Des feierlichen Throns, so wie des Hüttenraums!
Die Erd' ist das Gerüst der engen, grünen Pforte,
Des Schattengangs, der sich hinab in's Dunkel zieht,
Wohin der Thor mit Graun, mit Ernst der Weise sieht.
Dort zittert schwer ein müder Greis hinunter;
Ein reiches Leben ging in seinen Tagen unter;
Die Welt ist nicht mehr sein, die seine ging zur Ruh.

vankt ihr einsam nach — „Wohin?“ —

Wohin, fragst Du?

Blume neigt ihr Haupt zur mütterlichen

Erde;

: fragt nicht, ob ein Morgenroth

rgend einem Lenz sie wieder wecken werde.

: Mensch nur fühlet seinen Tod.

Und dieß Gefühl empört sich nicht ver-

gebens;

ist die Stimme, welche, tief

seinem Innersten, zur Dauer ihn berief.

t aus dem Schatten des, schon halb ver-

schwundnen, Lebens

icht diese Stimme leis' hervor:

eyn werd' ich, weil ich bin. Nur die

Vergöttrung fodert

ernsten Opfertag. Aus dunkler Asche

lodert

leuchtende Verherrlichung empor. — “

Mit tiefen Schatten ist der Altar überhangen,
Auf dem das Opfer fallen wird.
Noch ist der Göttertag nicht aufgegangen,
Wohin, durch's Urnenthal, der Blick der Sehnsucht irrt. —
Die Weihung naht; sie löst't die heilgen Stunden,
Die Liebespfänder ihres Himmels, ein.
Bezahlet ist die Schuld; die Erd' ist abgefunden;
Und nun beginnt ein neues Seyn.
Vom Seyn zum Seyn geht alles Leben über;
Gestaltung reift zur Umgestaltung nur;
Und die Erscheinung schwebt vorüber.
Zum Nichtseyn ist kein Schritt in der Natur.
Es mag ihr Flammenblitz den Eichwald nieder brennen;
Und aufgelöst't ist eine Form des Seyns.
Nur was sich fügte, mag sie trennen;
Des Menschen Geist ist innig Eins.

Zwar überschattet Nacht den Urquell unſrer Tage;
Wir wiſſen nicht, woher, wir wiſſen nicht, wohin,
Der große Strom die kleine Quelle trage;
Doch mein Triumph iſt, daß ich bin!
Wir wiſſen nicht, wohin! drum müßten wir verſchwinden?
Wir wiſſen nicht, woher! und doch, o Freund, wir ſind!
Die kleine Welle, die im Sande ſtill verrinnt,
Sie rinnt im Dunkel fort, und wird ihr Ufer finden.

Des Daſeyns Bürgſchaft iſt die Kraft in meiner Bruſt,
Daß ich das Beßre will; und dieſer ernſte Wille
Iſt meines Daſeyns höchſte Fülle.

Durch mich bin ich mir dieſes Seyns
wußt,
Das, unbedürftig jener Gaben
Der Weltnatur, in ihrem Schooße reift,
Doch nicht aus ihr entſtammt, und, über
erhoben,
Die hohe Geiſterwelt ergreift.
Frag die Natur! ſie weiß, was ſie gegeben,
Und was ihr Reſſen nicht begräbt.
Dein — innig dein iſt dieſes Seelenleben,
Die Kraft, der Geiſt, der dich zum freien
Gott erhebt.

Wie Geiſt und Körper iſt, und wie
ſich Eins hinüber
Zu's Andre tief zu einem Seyn verflicht,
Zu einem ſolchen Seyn? — Der Menſch
erforſcht es nicht;
Es ruhet Gottes Hand darüber.

ten wir es auch, ſprich: Was ge-
wönnen wir?
nen wir an Muth und Kraft, uns auf
zu ſchwingen,
ſern Himmel ſelbſt hienieden zu er-
ringen? —
! die Tugend bürgt dafür,
icht in der Natur ein Quell verſiegen
werde,
ſeit der Natur entrann.
diſch iſt, gehört der Erde;
eilige gehört dem Himmel an. —
werd' ich, weil ich bin, Triumphge-
ſang, erſchalle!
e tief in die Unendlichkeit hinein,
us der Tiefe laut dein Jubel wieder-
halle!
h! ich bin; und darum werd' ich
ſeyn!

Unsterblichkeit, auf hehren Schwingen
Erflieget der Geist dein lichteres Reich.
Weit hinter ihm, wo die Gestalten ringen,
Verrauschet der Sturm am dürren Gesträuch.

Ihr, vom Naturgesetz gehalten,
Ihr Sonnen, durchstrahlt den ewigen Raum;
Mein Geist fliegt auf von den Naturgewalten,
Und leuchtender strahlt sein ahnender Traum.

Es ist von ihm hinweg gesunken
Der irdische Druck, das Göttliche nur,
Den heiligen, den reinen Aetherfunken
Entwinket ein Gott dem Schooß der Natur!

Fünfter Gesang.

Inhalt.

Im Menschen ist das Ziel des Menschen, der Grund seiner höheren Hofnungen, auf zu suchen. V. 1—10.

1. In ihm finden wir, wir mögen ihn in seiner Erhebung oder in seinem Falle beobachten, eine gewisse Kraft, die auf das Bestimmtwerden seines Strebens einen bedeutenden Einfluß äußert. V. 11—40. Zugleich wirken auf sein Gemüth Triebe, die auf sinnlichen Genuß sich beziehen. Aus dieser Verknüpfung zweier, einander widerstreitender, Naturen tritt eine räthselhafte Erscheinung, aus ihrer friedlichen Vereinigung aber hohe, idealische Vollkommenheit des Individuums hervor. V. 41—68. Jene Kraft, im höheren Grade ihrer Beharrlichkeit, giebt der Wirksamkeit des Menschen einen Schwung, der, selbst in seiner verderblichsten Richtung, den Beobachter zum Erstaunen fortreißt. Das Große darin hält ihn fest. V. 69—85. Diese Kraft nun, von einer edleren, wohlthätigen Zweckmäßigkeit geleitet, stellt eine Hoheit auf, die wir mit Entzücken bewundern: sie führt uns das Ideal der Tugend vor die Seele. V. 86—97. Da erst, als die Menschheit das Zeitalter der kindlichen Einfalt und Unschuld überlebt hatte, begann das Be-

dürfniß der Tugend und ihrer tröstenden Hofnu
dringender zu werden. V. 98—123.

2. Das Ideal ihrer höchsten Vollendung steht i
dem engen Zeitinhalt unsers Erdenlebens ge
über, welches die Möglichkeit ausschließt, je
zu erreichen. V. 124—149. Die Vernunft
also genöthigt, eine Fortsetzung unsers Dase
anzunehmen. Hymnus: Das Götterthum
Menschen. V. 150—170. Der Glaube an
Fortschreiten des Lebens dringt sich uns unwi
stehlich auf, wenn wir die Unschuld hülflos le
sehen. Die Stimme eines innern Gerichts fo
Gerechtigkeit für sie. V. 171—203. Diese in
Stimme, die den Frevel verdammt und die
schuld in Schutz nimmt, legt eben dadurch
Glaubensbekenntniß für ein höheres Leben
und das Entzücken, welches eine Edelthat in
beobachtende Gemüth zurück wirft, ist ein
genuß jenes höheren Daseyns; oder der M
ist zur Lüge geboren, zum Widerspruche mit
selbst. V. 204—227. Unendlich erhaben ist
Bestimmung des Menschen. Ein inneres
ein Beruf voll Hoheit und Würde ist die Ju
Weihe für ein höheres Seyn, das Unterp
eines Himmels, der Erhebung gebietet. V.
—255. Brutus schmähet die Tugend, wei
Rom ihm nicht erretten half; allein ihr R
ihr Friede ist nicht von dieser Welt. Der
der Natur schreitet in den Gränzen der Noth
digkeit fort. V. 256—285. Es ist die Auf

der höheren Natur des Menschen, im Kampfe mit der sinnlichen, ihre Vollendung mehr zu entwickeln, und in sich und durch sich selbst zu seyn. Aus diesem Kampfe geht die geübtere Kraft des bessern Willens glorreich hervor. V. 286—312. Der edle Garve verdiente hier wol, zum Beispiel zu dienen. Während der schmerzvollsten Krankheit, die seinen Tod herbei führte, und unter Geduld erschöpfenden Qualen schrieb er die schöne Abhandlung über die Geduld, mit einer Kraft, die den edeln Mann so hoch über physische Gewalten erhebt. V. 313—332. In eben dem Maaße, wie die Kraft einer würdigen Bestrebung dem Edlen erhebt, wirkt

3. ihre Gewalt niederschlagend auf das Gemüth des Leichtsinnigen, oder des Freblers. Ihr Bild bleibt dem Leben zurück, aus welchem sie floh. Ihr huldigen zitternd die Heuchelei und die Reue. V. 333—400. Die seltsamen Erscheinungen der Furcht eines strafenden Bewußtseyns sind der Tugend heilige Ahnungen, die im edlern Gemüthe zu Himmelsgeistern werden, im Blick der Unschuld uns anleuchten, und Licht und Friede um gute Menschen verbreiten. V. 401—438. Dieß Morgenroth eines höheren Lebens strahlte heller an Hehra's schöner Seele hervor, im Gegensatze mit einem Gemüthe, welches den hohen Ernst des Lebens unter reizenden Täuschungen verliert. V. 439—487. Ein innerer Ruf, diese Stimme einer Nemesis, ist unsere Führerin durch das Le-

ben. V. 488—502. Oft läßt ſie ſich in
großen Beiſpiele der ſiegenden Kraft vern
Chriſtus ſtellt in der furchtbaren Erhabenh
nes Lebens ein ſolches Beiſpiel auf. V
—525. Hymnus, V. 526—545.

Fünfter Geſang.

Tugend.

So wag' es dann, o Freund! zu dir dich zu erheben;
So wag' es dann, zu haben, was du haſt;
Zu finden, was dein Herz umfaßt;
Zu glauben an dein eignes Leben,
Wovon das Pfand, ein hoch geweihtes Gut,
In deinem innern Daſeyn ruht!
Im innern Daſeyn liegt ein Buch uns aufgeſchlagen,
Die eine ofne Gegenwart.

Die Pythia in uns laß uns befragen!
Sie weisſagt uns das Ziel, das unſer harrt.

Wer iſt der Menſch? — Auf beiden Wegen:
Zu ihm hinab, zu ihm hinan,
Weht uns ein Gotteshauch entgegen,
Und kündigt uns den hohen Menſchen an.
Es flammt in ihm ein reines Götterfeuer;
Hoch flammt es auf; doch ſtürzet er einmal
Sich von ſich ſelbſt herab: ein ſolches Ungeheuer
Birgt keine wilde Kluft, verhüllt kein grauſes Thal.
Mit Zittern ſtaun' ich ſeine Höhen
In ſchrecklich wüſten Trümmern an!
Wie hoch muß nicht ein Weſen ſtehen,
Das ſo erſchütternd fallen kann!

Begeistert blickteſt du, in feierlichen Stun-
den,
r Göttlichkeit der Tugendkraft hinauf;
ıb haſt du in der Tugend Gott gefunden:
o ſuch' ihn auch im Laſter auf!
ı, find' im Taumel Alexanders
einen von Erhabenheit!
as war ſein Heldenwahnſinn anders,
s die gefallne Göttlichkeit?
ie fiel erſchütternd, wie der Friede
er Welt, wohin er Mord und Freveltaten
trug,
r Welt, worin er nichts ſo tief, als ſich,
erſchlug.
roß war der ſtolze Philippide;
ie Hoheit war in ihm zerſtört.
as große Laſter, das dein Herz empört,
ſt die geſtürzte Pyramide,
ie, ach! zum Staub hinab die Flammen-
ſpitze kehrt;

Es ist der Wetterstrahl, der leuchtet u
verheert.

4° Der Tugend Sonnenblick heißt: Friede.

Wenn kalt ein Wüthrich dort den Frie
niederstürmt,
Dann überstrahlet hier, wie mildes Frühlin
wetter,
Den stillern Zeitengang ein sanfter, ed
Retter,
Der mit geweihtem Arm die Menschheit üb
schirmt.
Die Erde stellt dem Himmel nichts Verhaßte
Und nichts Geliebters, als den Menschen, au
Und dieß Amphibion der Tugend und des L
sters,
Wo lös't es einst in Harmonie sich auf?
Der wunderbare Mensch! im Guten und i
Bösen.

mbegreiflich ſich! O ſprich, wer gab der Zeit
roße Räthſel auf? wer wird, wer kann es löſen? —
tisheit einer Ewigkeit!

i Mächte ſind im Menſchen tief verſchlungen,
: Verſtand ſelbſt anerkennen muß:
uf der Tugend dort — ſie fodert Opferungen,
er die Sinnlichkeit — ſie dringet auf Genuß.
nt ſind dieſe beiden Mächte;
de fodert Huldigung,
dert ſie mit unbeſtrittnem Rechte;
ingen beide nach Vereinigung.
viſchen beide trit verſöhnend
ohe Ideal der Götterwürdigkeit,

Das schön und immer schöner kühnend
Hinauf führt zur Unendlichkeit.

Wer ist die Glanzgestalt, die uns im Traum des Ruhmes
Hoch über uns erhebt? — Das ist die hehre Spur,
Der Schimmer unsers Götterthumes;
Das ist der Mensch der höheren Natur.

Du staunst zur Kraft hinauf, selbst dann, wenn sie zerstöret;
Wenn sie das Große nieder reißt;
Wenn sie Gefahren trotzt, und Felsen weichen heißt.
Sie fesselt, wenn sie auch dein ganzes Herz empöret,
Doch deinen Blick und deinen Geist.
Du staunst, wenn Archimed nur einen Standpunkt fodert,

bst den Erdenball zu heben, der ihn trägt;
tierst, wenn empor die Kraft der Seele
lodert,
ſie verderbend auf in wilde Flammen
ſchlägt;
bst, wenn Hannibal hoch über Alpen-
ſchlünde
Schrecken wälzt, das Roma's Thoren
dräut;
hauderſt auf, wo Zäſars Eitelkeit,
lauten Zeugen ſeiner Sünde,
zu ſeinem Stolz den Glanz der Ho-
heit riß;
chauderſt auf, wie vor beglänzten Trüm-
mern;
iehſt das fürchterliche Schimmern,
grauſe Sichtbarkeit der Sonnenfinſterniß.

Beſeele dieſe Kraft mit freier, edler Güte;
ſtre ſie mit ſtillem Friedensſinn;

Vergöttre ſie zur holden Pflegerin
Der reinſten Menſchlichkeit, der ſchönſten Gesundheitsblüte:
O! dann ergreift ſie dich; die heilige Gewalt
Es geht ein Himmel auf vor deinen Blicken
Es kündet ſich dem zagenden Entzücken
Die Tugend an in göttlicher Geſtalt.
Ja, ſie verließ, um uns dem Himmel zuzuziehen,
Einſt die ambroſiſche, geliebte Flur;
Und trug den feſtern Sinn der Lebensharmonieen
In unſre ſchwankende Natur.

Als noch der Menſch nicht in die Ferne blickte,
Noch, zwiſchen Zukunft und Vergangenheit,
Dem Augenblick die reife Frucht entpflückte:
Da blühte ſeine ſtille Zeit.
O! ſchuldlos war er nur — nicht weiſe;

Sein Daseyn war ein Kindesloos.
Da nahm — ihm unbewußt — und leise
Die Zukunft ihn der Gegenwart vom Schooß,
So wie den Säugling, noch unaufgerissen
Vom Schooße, der ihn wiegend trägt,
Die Mutter zärtlich, unter Küssen,
Von einer Brust zur andern legt.
Rein, wie das Licht der Himmelskerzen,
Umgab ihn noch die Einfalt der Natur;
Allein es war sein Loos, die Spur
Der Kindeseinfalt zu verscherzen;
Die Wahrheit floh aus seinem Herzen,
Auf seine Lippe kam der Schwur.

Erwacht, wie eine neue, schöne Jugend,
Trat auf die wüste Stelle seiner Ruh
Die stille Göttlichkeit der Tugend,
Und sandt' ihm ihre Hofnung zu.
Die sollte freundlich um sein dunkles Leben,
Worein der Schatten einer Erde fällt,

Wie eine ſanfte Luna, ſchweben,
Mit ihrem Wiederſchein von einer Sonnenwelt
Und, wie das ferne Licht, das eine finſtre Höhle
Mit ſeinem leiſen Silberblick erfüllt,
Steht vor der überhüllten Seele,
Vollendung, dein erhabnes Bild.

Und welch ein Raum von dieſes Lebens Gränzen
Bis zu der Welt des Ideals! Wie weit!
Es iſt der Weg zum Gott; er heißt Unendlichkeit.
Darf die Vollendung dort herüber glänzen
In dieſes Schattenthal der Zeit,
Wo, tief verhüllt und vielgeſtaltig,
Ein düſtrer Geiſt um lichte Stellen ſchwebt?
Das iſt des Schickſals Macht, die furchtbar und gewaltig
Sich gegen unſre Kraft erhebt.

über Sturm von außen, Sturm von innen
eben an; und nur zu bald erliegt im Drang,
zen oder zu entrinnen,
Muth, der nach der Palme rang.
)ennoch ſoll der Menſch — mit welchem Grimme
Schickſal auch herein in ſeine Tage bricht —
Lebens würdig ſeyn; und wanken ſoll er nicht
Selbſtgebot der innern Stimme,
: ein Gott zu ſeinem Geiſte ſpricht.
einem Ziele ſoll er wandeln,
ober ſtehe, als ſeine Zeit.
Menſch zu ſeyn, und wie ein Gott zu handeln:
etzt hier? wer löſt den wunderbaren Streit?

Hier tretet die Vernunft, die Hehre, Gott vertraute.
Hervor aus ihrem tiefsten Leben weht
Unsterbliche, geweihte Stimmenlaute,
Die hohe Seelen einiger verstehn:
Es muß ein Pfad nach dort hinüber gehn!
So lautet die erhabne Sendung
An unsern Geist. Es ist der Pfad,
Auf welchem sich die Tugend der Vollendung,
Vollendung sich dem Frieden naht.

Das Götterthum der Seelen ist zu gonnen!
Mein höchstes Leben weihe sich!
Und ihr, o kommt, ihr feierlichen Wonnen
Des großen Heils, kommt über mich!

Ich schweife fort zur höhern Friedensfeier.
Auf! mein gefühlvoller Gesang,

Begleite du, geweihter Sohn der Leier,
Mit Siegestönen meinen Sieg!

Hier liegt die Spur von meinem Morgentraume,
Der Punkt, den diese Sonn' erhellt.
Der Geist bedarf kein Heil von diesem Raume;
Dein Frieden ist nicht von dieser Welt!

Die Welt stößt unser reinstes Leben
Von ihrem Frieden kalt zurück;
Die Unschuld seufzt, und wir erheben
Zu einer Nemesis den Blick.
Wenn harte Tage schwer um heilge Stellen ziehen;
Dann drängt sich jener Glaub' an unser Herz, und hält
Ins seine Bürgschaft vor aus einer fernen Welt.

Aus einer Welt der Harmonieen,
In der das Würdige den Feierkranz erhält.

Sieh dort die Unschuld hin durch il
Blumen schweben!
Wird keine Gottheit sich zu ihrem Schu
weihn?
O, möge doch das Schicksal ihr ein Leben
Aus Rosenluft und Abendstille weben!
Sie fürchtet nichts, ihr Herz ist ja so rein
Sie ist so selig, wenn sie unbefangen
Hinaus zu ihren Menschen geht;
Sie ist so heilig, wenn, mit Lächeln a
den Wangen,
Sie vor dem finstern Hasser steht;
Sie hört noch nicht das giftige Gezische,
Das näher schon durch ihre Blumen rauscht
Sie ahnet nicht die Schlang' im Dorn
büsche,
Die tückisch ihren Gang belauscht.

Unheil naht! Ach! wehrt kein Engel?
Schone! ſchone! —
Schlange bricht hervor durch das Ver-
hüllungslaub!
Sykofant erſcheint; die Unſchuld wird
ſein Raub!
it von ihrer Stirn die zarte Roſenkrone;
t ſie nieder in den Staub!
beinend hängt dein Blick am theuern
Raube;
em Himmel ſeufzeſt du hinauf!
dieſer Seufzer nicht weit hinterm Er-
denſtaube
tille Land der Unſchuld auf?
rſtehlich dringt der Glaube
ie Geiſterwelt ſich deinem Herzen auf.

ringe dich empor, den Glauben zu
umfaſſen,
Mittler zwiſchen dir und einer Götterwelt!

Ihn, der nie dich verläßt, ihn könntest
du verlassen? —
Wenn du die Freveltat verdammst;
Dann glaubst du, Freund, an einen
Himmel;
Wenn du für Recht und Wahrheit flammst:
Dann lebst du schon in einem Himmel.
Trit hin vor eine That, die selig dich ergreift!
Schau, wie der Seelenflug kaum an dies
Leben streift;
Und wenn du vor Entzücken trauerst,
Und wenn es weihend dich, wie Gottheit,
überfällt:
Dann heiligt dich dieß Graun; du schauerst
Vor deinem eignen Geist, vor deiner innern
Welt.

Es muß ein höhrer Geist den Geist der
Tugend ehren,
Die er so himmlisch uns entgegen führt,

Nicht umsonst der Sinn für Recht so
tief uns rührt;
er höhern Welt muß noch der Mensch 220
gehören, —
um das Leben nicht das Daseyn uns
betrügt;
e Vernunftwelt ist, wenn die Ver-
nunft nicht lügt.
igt sie, dann ist selbst mein Daseyn
eine Lüge —
sie nur bin ich, was ich bin —
heiligster Beruf ist leer und ohne Sinn.
her mich die Kraft des innern Lebens
trüge,
er sänk' ich nur dahin. —

wahr, der Mensch ist hoch erkoren.
uf zur Pflicht ist Ruf zum Himmel,
ist ein Schwur,
die Ewigkeit uns Dauer zugeschworen, 230

Hier, bei dem feiernden Altare der Natur.
Ja! dem Gewiſſen iſt ein hohes Wort gegeben;
Es ſpricht: — „Der Götterwelt, o Menſch, gehört dein Leben. —“
Dieß Daſeyn iſt ein ſinkendes Geſchwätz,
Das am Zypreſſenhain verklinget;
Zu einem Leben, das ſich höher ſchwinget,
Ruft uns im Innerſten ein heiliges Geſetz.

Voll Ernſt iſt das Geſetz, das auf Vollendung dringet,
O, furchtbar ernſt in ſeiner Majeſtät!
Doch ſieh! welch ein Triumphzug naht von ferne!
Der Sieg, die Tugend iſt's, mit Kränzen überweht,
Es wandeln Grazien — wie Sterne,
Vom Sonnenlicht umglänzt — in ihrem Wiederſchein.

Urania verläßt den großen Strahlenhain
Von Sonnen, welche sie umblühen,
Verläßt die Sphärenmelodieen,
Und mischt sich in den Zug der Tugend ein.
Dahin laß uns den Blick, dahin den Geist uns wenden!
Wir dürfen uns der hohen Weihung freun.
Das Himmelspfand in unsern Händen
Ist — eines Himmels werth zu seyn.

So steh dann auf von diesem Schattenspiele,
Das, wie ein Leben, durch das Leben zieht!
Verlaß den Trümmerbau der Eitelkeit, und fühle,
Was über sie erhebt, und was mit ihr entflieht!

Roms Söhne fielen in die Ketten
Der Sklaverei vor ihrem Cäsar hin.
Es trat der letzte Römersinn
In Brutus auf, sein Volk zu retten;
Doch er erliegt, und flucht im Fall noch
nen Strom
Von wild empörten Lästerungen
Der Tugend in's Gesicht. Sein Rom w
ihm entrungen.
O, Brutus! heißt die Tugend Rom?
Bedarf sie eines bald erloschnen Strahles
Vom Glanz des Erdenglückes? Nein!
Hier konnte — durfte nicht ihr Götterhimm
seyn;
Nur ihren Tempel schmückt der Frühling die
ses Thales.

Wie ein Werk Gottes, still und groß,
Erhebt die Tugend sich in ihrer eignen
Würde.

ch des Schickſals Hand auf ihre Tage
bürde:
it ſich kühn von niedern Banden los.

Schickſal waltet im Naturgebiete,
Natur geht ſchweigend ihren Pfad,
ier ein Giftgewächs und eine Frevel-
that,
dort ein Engelherz und eine zarte
Blüte.
ndigkeit iſt das Geſetz der Welt,
der Wahnſinn lebt, und Hehra's Le-
ben fällt.
gt ſo gut den Narrn, der ihre Blu-
men pflücket,
n geweihten Mann, der ſeinen Kranz
erwirbt,
ane Sünder lebt; ein Steingewächs
erdrücket
enskraft, und Büffon ſtirbt.

Es ſinkt der Menſch, der wie ein Go
handelt,
Wenn eine Fiber ſtockt, in's Grab.
Die Wolke forſcht nicht, ob die Unſchuld
ten wandelt:
Sie ſchüttet ihren Blitz herab.

Die Welt hat nur die Welt zu geben
Der Hunger weidet hin durch ihre grüne
Allein es triumphirt in unſerm innern Le
Noch eine höhere Natur;
Und dieſe rettet zu dem Schirme
Der freiern Willenskraft hinauf.
Die Welt der Sinnlichkeit iſt eine Welt
Stürme.
Sie rufe nur in uns den hohen Menſchen a
Daß er ſich kühn dem Niederdruck entſchwi
Das Leben faſſe, welches in ihm lebt,
Und ſich empor zu jener Hoheit ringe,
Wovon das Bild vor ſeinem Geiſte ſchw

Gewaltig kämpft und drängt das Würdige, das Große,
Zum Leben sich herauf. Ein Hauch entküßt dem Schooße
Der Dunkelheit die Blum', er küßt den Halm hervor;
Nur eine laue Nacht, und Haine blühn und Fluren.
Aus grauser Tiefe tritt das Hohe kühn empor;
Der Schmerz ist die Geburt der höheren Naturen;
Aus harter Hülle kämpft die Tugend sich hervor.

Sie braust daher, des Schicksals finstre Stunde;
Sie treibt die Well' empor, sie jagt das Beben auf;
Sie wühlet stürmend, was im Grunde
Der Fluth verborgen liegt, herauf.

Nicht jeder Fluß trägt Gold in Sanden,
Der über nackte Kiesel rollt,
Wirft Kiesel aus am Ufferrande,
Der über Goldstaub woget, Gold.

Dein Sarve, Freund, spricht, mitten in dem Krampfe
Der Schmerzen, freundlich, wie die Huld,
Und siegend, wie die Weisheit, von dem Kampfe
Und vom Triumphe der Geduld.
So frei ist sein Gemüth, so stumm ist jede Klage
Der leidenden Natur; so stumm,
Als lägen hinter ihm die marternvollen Tage,
Als säh' er lächelnd sich nach ihnen nur noch um.
Dem Manne — und sieht' ihn auch die Sonne
Im Todtendunkel auf, — ihm bleibt kein Tyrann.

Elend nicht, und nicht die Wonne,
biete keine Macht dem Hohen Ketten

Hoch steht der freie Geist, der kräftig
sich ermannet,
, unerschüttert, jedes Schicksals harrt.
bannt ein Nero ihn den Wüthende ver-
bannet
sich aus eines Gottes Gegenwart,
ihn hat ja kein Schwert mehr eine
Schärfe —
Schuld nur hat das Recht, uns weh zu
thun. —
Edle wird, wohin ihn auch das Schick-
sal werfe,
Arme seiner Unschuld ruhn.

Da, wo die Unschuld ruht, und von der
Luft umgeben,

In der sie wandelt, fühlt der Sünder,
er ist. —
„O, Tugend!“ — seufzet tief Elpinors
res Leben —
„Daß du so himmlisch und so hehr
bist! — “

Verhüllend lagerten die Schwärzen
Der Nacht sich über die Natur;
Wie Augen Gottes, sahn die Kerzen
Des Himmels nieder auf die Flur;
Da schlich, mit wilder Lust im Herzen,
Elpinor durch die Dunkelheit
Zum Laubensitz, um den die Rosen blühen,
Die Holdy, nach des Tages Mühen,
Zur Wölbung eines Tempels weiht.
Hinweg aus der Natur scheint aller Geist
schieden;
Doch spricht ihr stilles Friedenswort
In's tobende Gemüth Elpinors keinen Fried

Sein Innres brütet Unschuldsmord.
Die Sterne über ihm zu Zeugen
Der Frevelthat, die er begann,
Naht er der Laube sich; ihn weht aus ihren Zweigen
Ein seufzendes Geflüster an.
Er horcht — und Holdy betet für das Leben
Der Mutter, deren Trost und Pflegerin sie war;
Und, wie vor einem frech entheiligten Altar,
Ergreift den Sünder itzt ein nie gefühltes Beben.
Ein Glanz der stillen Nacht durchzuckt den Fruchtbaum-Wald;
Da schimmert durch die Laubenranken,
Die hin und her im Abendwinde schwanken,
Die schöne, betende Gestalt.
Die Zweige, die den kleinen Tempel decken,

Wo fromm und heilig Holdy kniet,
Sie drohn dem Wüſtling Gottes Schrecken
Zur Hölle wird um ihn die Gegend; —
entflieht.

Das Laſter flieht zu ſeinen Finſterniſſen,
Wenn ſich die Tugend naht. Was ihre
Blick umflammt,
Iſt ein erſcheinendes Gewiſſen,
Das ſchweigend den Verworfenen verdammt.
Und nieder ſchlägt er vor dem Schweigen
Der Heiligkeit und Wahrheit ſeinen Blick.
Der gräßliche Tiber, nie kehrt er zu den
Zeugen,
Die ſeine Schande ſahn, zurück.
Der Sünder fühlt zu tief, daß in dem hel
ren Blick
Der Tugend ſich ein Gott verkünde;
Ja, wenn ſie längſt ſchon, trauernd um
verhüllt,

inem Leben floh: dann hängt ihr helles
Bild
im Gefühl, und blitzt durch das Ge-
biet der Sünde,
ine Glanzgestalt durch das Gebiet der
Nacht.
t's, die schaudernd auf in Alexandern
wacht,
er den Mantel auf die Wunde
on ihm hingewürgten Persers deckt,
würdiger, als er, aus seiner Todesstunde
)end noch die Hand nach seinem Mör-
der streckt.
hn den fürchterlichen Ueberwinder,
mitten im Triumph, der jauchzend ihn
umstürmt,
ngeschreckt von Gott, die Gattin und
die Kinder
— vor sich selbst — mit seinen Ar-
men schirmt.

Das ist die Kraft, vor welcher zitternd
Die Heuchelei verhüllt ihr Opfer niederlegt;
Das ist die Kraft, womit erschütternd
Der hohe Mensch Tyrannen niederschlägt.
O, neige dich, Tyrann! vor einem Geist, der stärker,
Der mächtiger, als du, sein eignes Leben schafft!
Dein Thron ist ein erhöhter Sitz im Kerker;
Du hast Gewalt, die hohe Seele Kraft!

Stark ist der Glaub' an Tugend, dem die scheue,
Von ihm ergriffne, Schuld vergebens widerstrebt;
Der fürchterliche Gottesdienst — die Reue
Verkündet seine Kraft, und hebt.

Den frevelnden Odin verfolget dieſer
Glaube;
wandert durch den Wald; um ihn iſt
Nacht; er lauſcht,
horcht erſchrocken auf, wenn tief im fin-
ſtern Laube
unſichtbares Leben rauſcht.
; flatterte? — Die Unſchuld einer Taube
t Todesſchrecken ihm in's Ohr.
faßt ein preſſendes Gezetter;
ſchwarzen Grotten tönt es, wie ein
Fluch, empor;
iſt, als murmelten ihm ſchlafende Ge-
witter
Träumen ihre Donner vor.
macht die Phantaſie zum finſtern Zau-
berwerke,
Furcht zum Nachtgeſpenſt, das aus den
Büſchen klagt,

Und auf den Hügeln wankt? Was ist
daß die Stärke,
Die keinen Gott bedarf, ihm ihren Mu
versagt,
Daß er vor luftigen Phantomen zittert?
Vor welchem Graun entflieht der prahleris
Spott? — —
Es ist die Geisterwelt, die mächtig ihn
schüttert;
Ihn schrecken Tugend an, Unsterblichkeit u
Gott.

Die sanftern Ahnungen der Geisterwe
begleiten
Des innern Lebens Harmonie.
Zu Himmelsgeistern werden sie
In dem Gemüthe, das sie weihten.
Sie sprechen uns mit leiser Sympathie
Im Blick der Unschuld an, die, gleich de
reinen Thaue

Der neu besproßten Morgenaue,
Noch unbefleckt am jungen Leben hängt.
Wie heilig ist die Welt, wo in dem zarten Kinde
Die reine Menschheit dich umfängt!
Sieh deine Mali! — Noch hat nicht die Welt der Sünde
Sich zwischen sie und Gott gedrängt.
Die Frevlerin dort hört die Wetterwolke schelten;
Sie faßt ein Kind, und glaubt sich heilig überschirmt.
O Unschuld, Blütenhauch aus bessern Welten!
Du athmest Ruh, ob auch das Leben draußen stürmt.
Wer mag den Geist vom Graun der finstern Schuld befreien?
Ein heiliges Gemüth ist Licht im dunkeln Hain;
Wo Engel sind, ist Gott; und reine Seelen weihen
Den Himmel erst zum Himmel ein.

Der Glaub' an Tugend ist die sanfte Pu
purstelle,
Das Aufgangsroth der neuen Tageshelle,
Das, wenn die Nacht am Horizont
Des Lebens niederhängt, ihn freundlich übe
sonnt.
An schönen Seelen strahlt dieß Lichtaufdäu
mern röther
Um die geweihte Lebenssaat,
So still, als leuchtete durch's Erdgewölk d
Aether
Des höhern Seyns um jede That.

In dieser Glorie stand Hehra's Seele
leben,
Wie eine selig heitre Flur,
Um welche Friedensgötter schweben.
Da war, von Ruh und Harmonie umgeben
Nur Heiligung die waltende Natur.
Wo Hehra wandelte, da weihten

Die Grazien der Huld den lieblichſten Altar.
So wußte ſie um ſich den Himmel zu ver-
breiten,
Und wußte nicht, daß ſie ein Engel war,
Der, ſelber nichts verſchuldend, nichts be-
reuend,
Mit einem Blick, den holdes Mitleid näßt,
Sich dem Gefallnen naht, und ſanft und
ſchön verzeihend,
Auf ſeinen Fehl den Schleier fallen läßt.
Ihr Rückſchaun war ein ſeliges Erinnern, 466
Das, wie ein ſtiller Gott, vor ihrem Geiſte
ſtand,
Wenn ihre Ruhe ſie in ſich, in ihrem In-
nern,
Ihr Leben nur in Andern fand.
Wenn grauſe Stürme ſich durch ihre Tage
riſſen;
Sie war ihr eigner Stern im Graun der
Finſterniß;

Denn jegliches Gefühl war ein Gewiſſen,
War eine heitre Nemeſis.
Wo taumelt eine Seele durch Gefilde
Der Luſt, um die Betäubungsdüfte wehn?
Eh' ſie ſchau' in dieß Gemüth! ſie wird Hehra's Bilde
Nicht ungerührt vorüber gehn.

Kind der Luſt, du leicht beſchwingte Seele,
Die durch lauter Roſenhaine fliegt!
Dein Gefühl iſt eine Philomele,
Welche ſich auf vollen Aeſten wiegt.

Zaubermächtig ſingen alle Räume
Deines Lebens deinen Frieden ein;
Deine Täge ſind entzückte Träume;
Du erwachſt, — und biſt mit dir allein!

Rausche fort im bunten Wirbelreigen:
Nahe bleibt der Gott, den du entfernst!
Schaue! hinter deinen Rosenzweigen,
Da, da steht des Lebens hoher Ernst!

Was erheben soll, will nicht berauschen;
Wie ein Geist in stiller Finsterniß,
Wird ein heilig Wesen dich belauschen:
Fliehe nicht vor deiner Nemesis!

Was leitet unsern Geist, wenn seines Pfades Krümme
Sich drängend hin durch Labyrinthe flicht?
Es ist die Nemesis, die wunderbare Stimme,
Die aus der Geisterwelt zu ihm herüber spricht,
So siegend spricht, daß er nicht widerstehen,
Daß sich das Herz ihr nicht verschließen kann.
Befremdet hört die Sinnlichkeit sie an;
Und zagend schaun wir zu den Höhen,

Wohin die Stimme ruft, hinan.
Sie zeuget furchtbar laut von ihrer hohen Sendung,
Und fodert und verbürgt die ewige Vollendung,
Verbürgt uns dort ein neues Seyn,
Dort, wo die freien Seelen wohnen,
Die sich mit unbefleckten Kronen
Der Heiligkeit des nächsten Himmels weihn.

Oft steht, uns mächtiger empor zu schüttern,
Weg-weisend ein erhabnes Leben auf,
Wie eine Gottheit in Gewittern.
Wir stehen da, wir schaun entzückt, allein mit Zittern,
Zur Tugendmajestät hinauf.
Voll Hoheit, und doch mild, ging ihr Gestirn einst auf,

Der gröſsre Sokrates der Chriſten;
Er riß aus Trug und Wahn und aus der Erde Lüſten
Das hingetäuſchte Volk herauf.
Erhaben ging er durch die Jubelrufe,
Wie durch den Prieſterhaß, der lauernd ihn umſchlich,
Mit einem Muth, der, ſelbſt nicht vor der letzten Stufe
Zum Todeshügel, von ihm wich.
Sieh, welche Freiheit waltet um den Hohen!
Er fürchtet nicht den Haß der frevelhaften Macht.
Weiß er's, daß ihm ſo nah die Todesqualen drohen?
Wie ſtürzen hinter ihm und vor ihm die Heroen
Mit ihren Thaten in die Nacht!
Konnt' er vor einem Erdgewitter beben?

Nichts fürchten und nichts achten konnt' er! —
Nur
Sein großes Ziel vermogt' er zu erstreben;
Ein Weihaltar war sein erhabnes Leben,
Auf den herab die Flamme Gottes fuhr.

Flamme Gottes ist die Weihung,
Die um große Seelen schwebt,
Und zur kühnen Selbstbefreiung
Jede Kraft des Geistes hebt.

Mag das wilde Schicksal walten!
Die erhabne Seele ruht,
Unter drängenden Gewalten,
Fest auf ihrem Göttermuth;

Ringt sich auf vom Druck der Wolke,
Den ihr Flügelschlag besiegt,
Wenn auf dem betäubten Volke
Zürnend das Gewitter liegt.

Wer, in ſolcher Hoheit thronend,
Kühn es wagt, ſein Gott zu ſeyn,
Und, im eignen Himmel wohnend,
Keinen Himmel anzuſchrein:

Den umfeſſeln Zaubergaben
Eines reichen Zufalls nicht.
O, der Freie trägt erhaben
In der Bruſt das Weltgericht!

Sechster Gesang.

Inhalt.

Es waltet demnach eine zwiefache Natur im Menschen; und in dieser Beziehung lebt er für zwei Welten: für die Sinnenwelt und für die Geisterwelt. In jener entwickelt er sich, als Naturwesen; in dieser reift er durch sittliche Freiheit zur sittlichen Freiheit. In jener ist er leidend; in dieser gilt seine That. V. 1—36. Der bessere Theil des Menschen, sein Unsterbliches, welches er aus zu bilden hat, ist die ihm inwohnende, freie Kraft. V. 37—89. Daß er mit einer solchen Kraft ausgerüstet sey, beweiset

1. seine Fähigkeit, dem Zusammenleben und den Wechselverhältnissen seiner Gattung eine Verfassung zu geben. Roms Freiheit ging aus der Freiheit des Römers, nicht diese aus jener, hervor; und mit dieser sank jene darnieder. V. 90—111. Die neuesten Erscheinungen einer blutigen Anstrengung menschlicher Kräfte deuten mächtig den innern Freiheitssinn an; sie offenbaren aber auch zugleich das Mangelhafte seiner Willenskraft, die sich von Leidenschaften fortreißen läßt. V. 112—176. Wie weit wir in der Geschichte umher schauen mögen: wir finden uns überall in einem Gedränge schaudervoller, von niedern Antrieben herbei gestürmter, Begeben-

heiten. Und dennoch empört uns das Gewöhnliche; und doch träumen wir von dem, was unerreichbar ist. Aber hierin vernehmen wir die Stimme der gebietenden Vernunft, die uns zur sittlichen Freiheit beruft. V. 177—190. Diese Freiheit bewährt sich

2. durch die Kraft: nur das zu wollen und zu ergreifen, was recht ist. Rechtthun hebt uns über die Gränzen der Schicksalsgewalt hinaus. V. 191—210. Octavius Augustus, und Philipp von Spanien, Beide angestaunte Erscheinungen ihrer Zeit, Beide glückliche Völkerunterdrücker; Beide aber auch zugleich Sklaven ihrer Herrschbegierde. V. 211—263. Leidenschaft reißt zum Unrecht hin. Unrecht und Recht sind gleich zuverlässig in ihren sittlichen Folgen. Die Hingebung an das erstere widerstreitet der Freiheit der Vernunft; die Anhänglichkeit an das letztere lebt in Eintracht mit ihr. Arm und niedrig, ob sie auch einen Thron erränge, ist die List; erhaben und reich ist die Weisheit, oder das, dem Drange niedriger Antriebe widerstehende, freie Gemüth. Nur dieser Freiheitssinn ist vervollkommnungsfähig. V. 264—279. Er äußert sich

3. im Kampfe mit den Schicksalen, die uns im Laufe des Lebens begegnen. Man denke sich die Freiheit aus dem Wesen des Menschen hinweg: so erscheint ein Geschöpf, welches nicht ein Räthsel, sondern ein Widerspruch ist. Seine Tugend

wird zum Phantom. Durch den Instinct nicht gesichert, wird er ein Thier, welches verdammt ist, zu irren. Das Thier irrt nie. Von Außendingen gedrängt, schwankt nur der Mensch, weil er Mensch, weil er frei ist. V. 280—307.

4. Sein Daseyn ist ihm in die Hände gegeben: denn er kann es von sich werfen. Ob er es solle, ist eine andere Frage, die nicht hieher gehört. Er kann es, weil er frei ist. V. 308—356.

Am glorreichsten tritt diese innere Unbefangenheit in dem Siege hervor, der, für die Sache des Rechts, über die stärksten Naturgefühle, und selbst über den Lebenstrieb, errungen wird. Die Mutter, die das Leben ihres Kindes mit Gefahr ihres eigenen rettet, handelt frei. Brutus, der, Trotz dem aufgeregten Vatergefühl, als unbestechlicher Richter, seine verrätherischen Söhne tödten läßt, behauptet die freie Obergewalt des Rechts. Sokrates stirbt frei. V. 357—384. Vernunftmäßige Thätigkeit ist wahres Leben; und die, mit ihr in Harmonie gebrachten, sinnlichen Triebe sind eine liebliche Begleitung des, von der Vernunft geleiteten, Wandels. V. 385—408. Unterwerfung der Begierden unter die Gesetzgebung der Vernunft ist der Beruf unserer innern Kraft. V. 409—419. Ihre heiligen Vorschriften können im Gemüthe unterdrückt, aber nie vertilgt werden. V. 420—425. Die begeisternde Kraft des Menschen, sich selbst zu beherrschen, drückt sich, mit ihrem schwankenden Siege, im Herkules der Griechen durch starke,

eingreifende Züge aus. V. 426—524. Von der Höhe der Geistesfreiheit herab, wie klein, wie nichtig erscheint aller Prunk der Zufälligkeiten des Lebens! V. 525—530. Diese Freiheit ist es, die den Menschen, wenn er, den erhabensten Auftritten der Natur gegenüber, wie in ein Nichts sich verliert, kräftig erhebt. Erhebung ist das Wesen der Vernunft. V. 531—561. Sie wirft einen Siegerblick auf das sinkende Daseyn zurück, und umfaßt ihren Glauben, der die Tugend zum höhern Daseyn hinüber begleitet. V. 562—570. Erinnerungen an das Dahinscheiden einer schönen Seele, wo die Tugend das Wiedersehen der Tugend feiert. V. 571—671. Wir werden seyn; wir werden der höchsten Wahrheit näher und, mit einem innigern Gefühle der Freiheit und Unsterblichkeit, des Daseyns uns freuen. V. 672—682. Hymnus an die Unsterblichkeit. V. 683—702.

Sechster Gesang.

Freiheit. Wiedersehn.

Auf dieser Höhe, Freund, laß endlich deinen Späher
Vom Diesseit noch einmal ins heitre Jenseit schaun,
Dem müden Wandrer gleich, der, seinem Ziele näher,
Zum letzten Hügel blickt nach zwei bekränzten Aun!
Auf dieser Höhe, wo der Weg sich scheidet,

Wo die Vergötterung des Zufalls sich entkleidet:
Hier ist es, wo das Reich der freien Kraft beginnt.
Mag die Naturwelt dort an Noth und Zwang erinnern:
Die Welt der Freiheit trägt der Mensch in seinem Innern;
Und Tugend ist der Freiheit Götterkind.

Dort ist der Mensch ein Blatt, das sich entfaltet,
Und grünt, und willenlos zerfällt;
Hier eine Kraft, die selbstgebietend waltet,
Der Bürger einer Geisterwelt.
Zwei Welten schlingen dann den wunderbaren Knoten
Des Räthsels, das verhüllt in unserm Wesen liegt;

von der Welt der Kraft, zum Ringen
aufgeboten,
ähret sich der Held, ob er auch schwankend siegt.

Im Götterhimmel nicht, nur im Gebiet
der Sünde
ist sich die Tugend uns in ihrem Glanze dar.
Ruhe weicht dem Zwist, daß sich die
Kraft verkünde;
Zwanges Druck macht uns die Freiheit
offenbar;
reißt uns in den Streit, aus welchem,
immer freier
immer siegender, die Kraft des Geistes
tritt;
Feindes Macht verherrlicht erst die Feier
Sieges, den der Held erstritt.

Wir ſind nicht, um zu ſeyn; wir werden, um zu werden.
Die Ströme rauſchen fort; die Sonnen und die Erden,
Sie gehn nach ewigen Geſetzen ihren Pfad.
Kein Wollen dort — ſie ſind. Im Menſchen lebt ein Wille;
Er ſelbſt iſt ſein Geſetz, ein Sohn der eignen Fülle;
Er iſt durch die Natur, und lebt durch ſeine That.
Wir werden das, was wir zu werden lernten;
Der Menſch iſt ſeine Frucht aus ſeiner eignen Saat;
Was Menſchen ſäen, werden Götter ernten;
Gott ſpricht durch ſeine Welt, der Menſch durch ſeine That.

Und darum, wo wir ſtehn, ſey jede Stelle
Mit Lebensblüten überſtreut!

Wir stehn, zu Göttern eingeweiht,
Schon hier — o fühl' es! — an der Quelle
Der heiligen Unsterblichkeit.
Die Quelle wird zum Strom; hienieden heißt sie Zeit.
In ihr geht nichts, was Kraft und Leben war, verloren;
Es fluthet hin, wo neues Leben harrt;
Und Zukunft wird aus Gegenwart
Mit Mutterähnlichkeit geboren.

Das Daseyn ist ein unbebautes Land,
Vom Lufthauch überweht, vom Sonnenstrahl umlodert;
Und diese todte Wildniß fodert
Das Leben erst von unsrer Hand.
Wer Daseyn nur begehrt, den ruft vergebens
Der laute Stundenschlag zum heiligsten Gewinn;

Er lebt vom bloßen Pflichttheil seines Lebens,
Und giebt die volle Erbschaft hin.
Er schleppt, des Staubes Unterjochter,
Ein wenig Staub, durch Raum und Zeit.
Nur Thätigkeit, entschloßne Thätigkeit,
Die heitre, freie Lebenstochter,
Sie hält ihn fest, den Geist der Stunden, die entfliehn.
Wie jene Göttin ihren Sohn,
Taucht sie das Leben in die Fluthen
Der weihenden Unsterblichkeit;
Sie macht zur Ewigkeit die Zeit,
Und rettet sterbende Minuten.

So laß denn in der Gegenwart
Die hehre Zukunft uns umfangen!
Sie waltet hier schon, wo die Seele, noch gefangen,
In einem engen Kerker harrt,

höhern Freiheit harrt, zu welcher wir berufen
nnig eingeweihet ſind;
Freiheit, welche hier auf den Vollendungsſtufen
Erdenpilgerſchaft beginnt.
freien Manne reift das Kind.

inſt herrſchte wild der Trieb; er brauſte durch die Kreiſe,
's immer weitere Gebiet des Lebens hin,
er Inſtinct gebot; doch regte leiſ' und leiſe
in der Willkühr ſchon der ſanftre Menſchenſinn.
us der Willkühr trat der Wille,
Menſch mit der Vernunft, der freie Menſch, hervor,
Wildniß gleich, die ſich vor ihm in eine ſtille,

Sanft aufgeblühte Flur verlor.
Da ward das Recht. Es stieg empor zum Throne;
Wie ein Gewissen, sprach's zum Volke dort herab;
Und die Vernunft gebot. Sie war es, die die Krone
Der Majestät dem Rechte gab.
Nun ward es hell in dunkeln Thalen,
Als die Vernunft den wilden Trieb besprach;
Sie war das Licht, das sich in tausend Strahlen
In tausend Wunderfarben brach.

Die freie Geisteskraft, die ringend sich entfaltet,
Erstrebt' in Rom ein andres Ziel,
Als das, wonach Karthago sich gestaltet.
Der Stier lebt' einst, wie jetzt; am Euphrat, wie am Nil.

Schau hin nach jenen hoch berühmten Trümmern
Des Kapitols! Da trauert, längst verwaist
Von Tagen, die nicht mehr den Erdkreis überschimmern,
Ein furchtbar riesenhaftet Geist.
Wir fühlen noch sein schreckliches Erinnern;
Allmächtig faßt er uns in jeder großen That;
Vom Menschen ging er aus, von seinem Innern,
Und strahlte nur zurück aus seinem Römerstaat.
Erfüllt, ergriffen war von ihm die ganze Seele.
So stürzt ein Curtius sich in die Flammenhöhle;
So geht ein Regulus — was auch Karthago droht —
Er geht, daß er das Wort des Römers nicht verletze,

Treu seinem innersten Gesetze,
In einen schaudervollen Tod.
Roms Hoheit sank, wie die, von Gift befallne, Blüte;
Um frei zu seyn, zu frech, zu niedrig, zu verrucht. —
Die Freiheit flieht den Markt, und weihet im Gemüthe
Des Weisen ihren Thron, wenn sie die Welt besucht.

Doch, was empört ein Volk, dem Herrscherthron zu fluchen?
Was reizt die Wuth, daß sie das Heiligste nicht schont,
Daß sie das graue Recht entthront?
Die Freiheit, die wir draußen suchen,
Und die in unserm Innern wohnt.
O Gallien! du hast umsonst geschworen,

freies Volk zu ſeyn! umſonſt geſtürzt den
Thron!
Freiheit, welche du zur Göttin dir erkoren,
nervenloſer Bruſt war ſie ſchon längſt entflohn!

Vollendet flammt ſie dort im Glanz des Ideales,
vor der Ahnung ſchwebt; und unſer Geiſt empfing
einen Blick des vollen Strahles,
wie ein Mond, hier auf in unſerm Leben ging.
Leuchtet ſie aus ihrer höchſten Fülle,
auf ein weites Meer, das Sonnenlicht herab.
dieſem Meer — es iſt des Menſchen Wille —

Wogt Tod und Leben auf und ab.
Sanft wallend nimmt es das mit dem azurnen Schleier
Umwebte, Bild des reinen Himmels auf;
Dann aber steigen Ungeheuer
Aus seinem tiefen Schooß herauf.
Weit schattende Gestalten schreiten
Aus diesem Meer hervor — es sind die Zeiten —
Sie treten auf, um Heil und Unheil aus zu sä'n.
Sie rauschen hin, bald wie die Todesgötter,
Die Saaten vor der Ernte niedermähn;
Bald säuseln sie durch die Olivenblätter,
Die aus des Friedens Kranz holdselig wieder wehn.

Ich schau' hinaus — und, ach! von öden Fluren
Begegnet meinem Blick ein dunkler Geist,

Ein Schatten, welcher Elend heißt,
Ein Nachtgespenst, das auf die Spuren,
Wo die Verheerung zog, mit Graun hinunter weist.
Dort weist es hin, dort rauchen noch die Trümmer
Des Waldes, den die Flamme fraß!
Ich horche hin — und seufzendes Gewimmer
Umklagt die Stellen jetzt, wo einst der Friede saß.
Der Frühling kehrt zurück zu seinem Traubenhügel.
Kennt er die Stätte noch? Der Raum ist öd und stumm!
Da zog ein Rauchgewölk mit schwarzem Rabenflügel;
Da riß die Wuth den Heerd der kleinen Laren um!
Wo zwischen Lindengrün, wie unter Friedenspalmen,

Ein Tempel Gottes sich erhob,
Da ist kein Sabbath mehr, und keine Feierpsalmen
Verkünden dort des Weltengeistes Lob!

Ach! welcher Gott verhing der Erde diese Strafen?
Kein Gott! der Mensch — sein Wahn schuf diese Wüstenein.
Den Menschen drängt der Mensch. Wer wird den armen Sklaven
Der wilden Leidenschaft befrein?
Weh! mich ergreifen alle Schauer
Der Gegend, wo der Friede schwand!
Laß los! o, laß mich los, du Bild der Trauer!
Du, Hoffnung, reich mir deine Engelhand,
Und führe mich durch sanftre Gänge,
Dahin, wo Liebe wohnt und Friedenslüfte wehn;

Und laß kein anderes Gepränge,
Als das Gefolg der Menschenhuld, mich sehn!

Und du, Gerechtigkeit, zerbrich die Scheidewände!
Verbanne den verruchten Geist,
Der wild und grausam die verschlungnen Hände
Der Menschen aus einander reißt!
Gieb, daß der Hüttner dießseit seines Flusses
Den Hüttner jenseit lieben darf;
Und donnre mit dem Fluch des Blutvergusses
Den Fürsten an, der kalt ein Friedenswort verwarf!

Doch, Freund, wie tief dein Blick in die Vergangenheiten
Hinunter schaut: aus jeder Wüste starrt
Dich noch ein Denkmahl an von schaudervollen Zeiten;
Und Zukunft ist ein Kind der Gegenwart.

Was immer war, wird immer seyn hienieden;
Und doch empört uns noch die grause Heldenzunft;
Und doch begeistert uns, wie Frühlings Wiederkunft,
Der süße Traum von einem ewgen Frieden? — —
Das ist die Stimme der Vernunft,
Die nimmer schweigt, die, Trotz dem wilden Rufe
Der Sinnenreize, frei uns werden hieß.
Wir stehn hier auf der ersten Stufe,
Wo seiner Vormundschaft uns der Instinct entließ,
Und unsern Lebensgang an die Vernunft verwies.

Wer vor dem Kampfe mit sich selbst nicht zittert,
Nur der ist frei, der unerschüttert

Verwirft, was die Vernunft verwarf.
Die Thorheit wähnt sich frei, wenn sie das Unrecht darf.
Das Unrecht dürfen, und nicht wollen;
Es fliehn, auch wenn es leuchtend glänzt:
Das ist der hohe Sieg, nach dem wir ringen sollen,
Ob ihn auch keine Hand bekränzt.

Wohl reizend ist es, hoch im Licht einher zu wandeln,
Vergöttert da zu stehn vor seiner Welt;
Doch leichter ist es, groß, als recht zu handeln.
Dort siegt der Ruhm, hier siegt der Held.
Der eitle Wahn küßt seine goldnen Ketten;
Das Reich der Kraft ist ihm ein fremdes Land.
Der freie Geist wird seine Tugend retten,
Und fiel' ihm auch das Leben aus der Hand.

Nur Recht thun, und nichts anders wollen,
Ist ihr Gesetz, ihr Geist; und heilig ist die Pflicht. —
Mag uns das Rad des Schicksals niederrollen:
Die Welt in uns berührt es nicht.

Die List kann einen Thron erringen;
Es sey die Huldigung der halben Welt ihr Raub;
Wie niedrig flattern ihre Schwingen
Im Dienst der Sinnlichkeit um einen Hügel Staub!
Octavius entrann der Tyrannei des Feindes:
Wird er der Tyrannei, die in ihm tobt, entgehn?
Sie schreit ihm zu: „Verkauf das Leben deines Freundes,
Um auf dem Nacken Roms zu stehn! — “
Ist er so arm, daß er zu seinem Glücke

Die sieben Hügel braucht? — Er opfert fremder Wuth
Sein heiligstes Gefühl; mit weggewandtem Blicke
Vergießt der feile Sklav der edlen Römer Blut.
Noch elendvoller ließ dort Philipp, aus den Hallen
Der Macht, sein Herrscherwort von Thal zu Thal,
Von Fels zu Felsen hin, durch Meer und Länder schallen.
Gebietend leuchtete, mit hellem Doppelstrahl,
Ein zwiefach Diadem an seinem Haupte! —
Sein Auge nie in Ruh! sein Antlitz kalt und bleich!
Er, der sein Volk erdrückt und fremde Freiheit raubte,
Er raubte Völker arm, und raubte sich nicht reich.

Es liegt, wie Mitternacht, Mord liegt auf seiner Seele,
In der, wie sein Gespenst in einer schwarzen Höhle,
Auf jedes Schmeichelwort, das seinen Stolz berauscht,
Der finstre Geist der Sünde lauscht.
Mag er mit Majestät und Schrecken sich umpflanzen:
Er ist ein Sklav der Furcht, wie hoch er sich auch stellt.
Er baute selbst, aus starren Lanzen,
Den Kerker auf, der ihn gefangen hält.
Da schleudern Furcht und Wuth, aus einer engen Ritze
Der Eisenmauer, scheu, verderbenvolle Blitze
Hinaus in die, von ihm getrennte, Welt.
Ob auch das Glück an ihn sein Füllhorn ganz vergeude;
Die Wonn' entflieht aus seiner öden Brust.

elend iſt die Macht! Doch er gebietet
Freude —
irmte ſein Gemüth der Taumel fremder
Luſt? —
ub', entzück' ihn dann der Siegespomp! —
Ein dumpfes,
ünſchendes Geheul durchſchreit, empört,
raſende Vergötterung des Triumphes,
er — damit er ſich nicht höre —
gierig hört,
rocken iſt er, mit ſich ſelbſt zu ſprechen;
Unheil ſtößt ihn fort; kein Ausweg iſt
mehr ſein;
faßte, mit der Hölle Pein,
faßte das Gericht, zu ewigem Verbrechen
rettungslos verdammt zu ſeyn.
welcher Fluch verſchwur ihn dem Ver-
hängniß?
h Freiheit athmet er. Er flieht — wo-
hin er trit;

Das kalte eiſerne Gefängniß
Der Lanzenwache nimmt er mit.
So fürchterlich allein, Trotz ſeinem Di
ſchwarme!
O, keine Bruſt, an der ſein ſtarres
erwarme! —
Auf! lüge dann, du ſtolze Leidenſchaft,
Ihm Hoheit vor und Macht! — die
derttauſend Arme
Von Sklaven nennt er ſchon vermeſſen ſe
Kraft. —

Treu, wie die Tugend, hält der Fr
ſein Verſprechen;
Was Leidenſchaft geſä't, gedeiht nur im
brechen;
Und aus Verbrechen reift die innre Sklave
Wenn er kein Weiſer iſt, ſo iſt kein König fr
Die innre Hoheit lebt von ihrer eignen Fül
Sie ſelbſt, und nur ſie ſelbſt, iſt ihr Gewi

Die Weisheit ist, wie still sich auch ihr Gang verhülle,
Reich von Geburt; die List ist eine Bettlerin!

Laß immerhin die Grübler streiten!
Wer Recht thut, der ist frei, um, zwischen Schmerz und Lust,
Zur Freiheit kämpfend fort zu schreiten.
Dieß zeugt das Hochgefühl in jeder Menschenbrust;
Und dieses nur bedarf der Pflege,
Nicht jener Trieb, der sucht, was die Natur verheißt.
Der Halbgott steht am Scheidewege!
Recht hat der Sinnentrieb, recht thun geziemt dem Geiste.

Nimm weg die freie Kraft, — und was' es, zu entwirren
Den ewgen, innern Friedensbruch,

Der uns mit uns entzweit: dann iſt ein Widerſpruch;
Ein Thier iſt dann der Menſch, und doch verdammt, zu irren.
Dann ſprich, was will das gaukelnde Phantom
Der Tugend dort, mit ſeiner Schattenwürde? —
Doch warum folgen wir nicht ruhiger dem Strom
Der Dinge, der uns trägt, wie eine leichte Bürde?

Das Thier weiß, was es will; der Herr des Thieres nur
Betrit mit ſchwindlichem Fuß die Pfade, die er wandelt.
Warum? — Es iſt der Menſch, der in dem Menſchen handelt;
Im Thiere waltet die Natur.

Thier lebt immer jetzt, der Mensch lebt
immer künftig.
Thier ist halb vernünftig durch Instinct;
der Mensch, halb unvernünftig,
von seiner Würde sinkt.

ie Weltnatur ist nie mit sich im Wider-
streite;
warum ist der Mensch von heute
mehr der Mensch, der er noch gestern
war?
Freiheit leuchtet dunkelklar
einem Willen auf; er will, und will zon
doch nimmer.
kaum gewählte Hier verwirft er, wählt
das Dort;
Wahrheit folgt sein Geist, sein Herz dem
eiteln Schimmer;
drängt der Schmerz, ihn lockt die Won-
ne fort.

Verdrängt ihn auch der Schmerz, verlockt ihn auch die Wonne:
Doch, doch verfehlt ihn nicht der Freiheit leiser Wink.
Hier, dieser Mond, der auf in seinem Busen ging,
Verfinstern mag er sich — ihn findet seine Sonne. —

Dem Menschen ward ein freier Lebenssinn.
Was um ihn ist — es ist dem Daseyn hingegeben;
Dem Menschen nur gab sich das Daseyn hin.
Es ist der Freiheit fürchterliches Streben,
Das im Gefühl erdrückter Ruh erwacht,
Und plötzlich aufspringt, und das Leben,
Wie Händendruck, hinschleudert in die Nacht.

Den edeln Jüngling Bion drängte
Sein Wüthrich hin zu einer Missethat.

Und als ſie ſchwarz vor ſeine Seele trat,
Das Daſeyn ſich um ihn verengte,
Kein Retter ſeine Hand ihm bot:
Da blitzt es auf in ihm, ein Leben weg zu werfen,
Das eine Schandthat zu beflecken droht.
Es ſauſt ein Sturm durch alle ſeine Nerven;
Das Leben kämpft; er wählt, verwirft, und wählt den Tod.
Doch will er nicht zu raſch hinaus ins Dunkel greifen;
Nicht Stürme ſollen ihn darnieder wehn;
Drei Tage ſoll die That in ihrer Knoſpe reifen;
Entſchloſſen will er untergehn.
Die dritte Nacht erſcheint, ſchwarz, wie die dunkle Pforte,
Der ſich der Jüngling kämpfend naht.
Sein Tagebuch verrieth die letzten Worte,
Womit er ſeinen finſtern Weg betrat.

Es rieſeln ſchaudernde Gefühle
Kalt durch ſein Herz. Er blickt in die Natur.
„Noch ein Mal“ — ruft er aus — „hebt aus dem Fluthgewühle
Des Lebens ſich mein Haupt, und weg iſt meine Spur!
Zum letzten Male dann, ihr Himmelskerzen,
Zum letzten Mal blick' ich zu euch hinaus!
Der hohe Weltgeiſt, der an ſeinem Herzen
Euch liebend trägt, verſtößt mich nicht daraus.
Nichts konnte von der Schmach mich retten,
Nichts, als die Flucht in's ſichre Grab.
Noch ſchuldlos, werf' ich meine Ketten,
Natur, auf deinen Schooß hinab.
Bedecke, Laub der wilden Neſſel,
Ein dunkles Leben, voller Schmach!
Bedecke ſtill die That, die eine harte Feſſel —
Verzeih, o Gott! — zu früh zerbrach!
Ich zaudre noch? Schon iſt die Mitternacht vorüber;

Und immer zaudr' ich noch? — Der Tod —
ein finstres Wort!
Ach! fiele noch ein Mal vom stillen Osten
dort
In meine Seel' ein Morgenblick herüber!
Vielleicht — vielleicht — — Sey stark, mein
Geist! wir müssen fort! — — "

Den Kampf der Freiheit ehrt, müßt ihr
die That auch tadeln!
Sagt, ob ihr ihn verdammen dürft,
Ihn, der im Drang, sein Leben zu entadeln,
Es rettend in den Arm des Todes wirft!

Das Daseyn fiel uns zu; die Freiheit
wird errungen,
Von der die Tugend lebt. Die Geistesfreiheit
siegt,
Besiegt den Lebenstrieb, wenn Hehra, ganz
durchdrungen

Von ihrer Mutterpflicht, zu Rom's Rettun
fliegt,
Du bebst, du schauderst noch von jener Ufe
stelle;
Wo kühn hinab die sanfte Hedwa sprang,
Und mit dem Tod und der empörten Welle
Um ihre Magdlichkeit, und zitternd sie erran
Die Geistesfreiheit siegt: ein Brutus hö
die Töne
Der flehenden Natur, doch er erhört
nicht.
Er fühlt die süßere Pflicht, und folgt d
höhern Pflicht,
Wenn er, mit nassem Blick, am Blutalt
die Söhne
Den fodernden Gesetzen opfern läßt. —
Die Geistesfreiheit hebt den Schwung d
großen Seele;
Sie feiert in der Nacht der dunkeln Kerkerhöh
Des Sokrates ein lichtes Götterfest.

*

Es ist nichts Heiligers und Schöners,
Als ihr Triumph im Kerker des Atheners:
Wie sanft verwarf der Weise Kritons Rath,
Der mit dem Wink zur Flucht in seinen Ker-
ker trat!
„Das Leben, Kriton, wird zu theuer
Dem Unrecht abgekauft. Der Tod ist ein
Befreier;
Und Ketten trägt die Frevelthat. — “
So spricht der Mann der Kraft, der sich 380
den Göttern naht.
Wie laut und wüthend auch die Schlangen
draußen zischen;
Um ihn ist alles still, um ihn ist Licht und
Ruh.
Sein Geist ist frei; den friedlichen Gebüschen
Elysiums fliegt seine Seele zu.

Die Freiheit der Vernunft ist unser wah-
res Leben.

Zur Führerin iſt ſie, und zu Begleitern ſind,
Durch dieß verſchlungne Labyrinth,
Uns freundliche Gefühle mitgegeben.
Wenn Hoheit unſern Buſen hebe,
Dann ſtrömen ſie die Glut auf unſre Wangen;
Oft aber fallen ſie gefangen
In Netze, die der Reiz der Sinne webt.
Sie dürfen nicht mit der Vernunft entſchwärmen;
Sie dürfen nur den Keim der Edelthat
Empor zur vollen Reife wärmen;
Und lieblich blüht um ſie die heitre Lebensſaat.
Wo ihre Wärme fehlt, da iſt die Gegend öder:
Die Diſtel wuchert nicht hervor;
Doch auch kein Fruchthalm reift, und die erhabne Zeder
Hebt nie darin ihr Kronenhaupt empor.

Gefühle tanzen gern, im holden Zauberſchimmer

Der Phantaſie, mit unſerm Herzen hin;
Allein die ernſtere Vernunft ſey immer
Die richtende Gebieterin;
Ihr freies Machtgebot der Leitſtern, der uns führet.
Die ganze Menſchlichkeit in uns vereine ſie
Zu einem Lautenſpiel der Lebensmelodie.
Dieß iſt das Königthum, das der Vernunft gebühret.

Im Menſchen wallt und wogt die Fluth der Leidenſchaft,
In ſanft umgrünetes Ufer hingebettet.
Auf einer Inſel thront, mit Herrſcherwürd' und Kraft,
Die frei gebietende Vernunft, hinaufgerettet,
Zu überſchauen dort die Fluth und ihren Lauf.
Da herrſche ſie herab von ihrer Inſelhöhe!
Da herrſche nie die wilde Fluth hinauf!

Denn Wehe der Vernunft, und ihrer Freiheit Wehe,
Wenn jener Wogendrang, empört und ungehemmt,
Das Ufer niederbraust, und die geweihte Höhe
Der unbewachten Insel überschwemmt!
Doch das Vernunftgesetz tritt bald mit hellen Spuren,
Wie eine Säulenschrift, hervor,
Die unter Trümmern sich verlor.
Den Aufruhr drängender Naturen
Hat über sie hinweg die wilde Zeit gewühlt.
Verschütten konnte sie die Schrift, doch nicht verdrängen.
O, die Erhabenheit begeistert zu Gesängen!
Wie tief hat sie das Volk der Lieder einst gefühlt!
Vom Traum der Sinnlichkeit geschieden,
Und innig doch mit ihm vermählt,

Umſtürmt mit ihrem Kampf, umſchwebt mit
ihrem Frieden
Die hohe Göttlichkeit den mächtigen Alciden,
Dem ſie die Bruſt zum Hyperkampfe ſtählt.

Mit dem Hochgefühl des Sehnens,
Das zu Götterthaten weiht,
Flieht der hehre Sohn Alkmenens
In den Schooß der Einſamkeit,
Tief im Herzen warme Schläge,
Fühlt er, was er ſoll und will;
Und an einem Scheidewege
Steht er ſinnend, plötzlich ſtill.

Dunkler iſt, und wieder heller
Schwebt ihm fern die Zukunft vor,
Ahnungsvoll, und ſchnell und ſchneller
Wallt ihm hoch das Herz empor.
Wird ein Wunder ſich entfalten?
Iſt ihm eine Gottheit nah?

Zwei erscheinende Gestalten
Stehn vor seinem Blicke da.

Eine der Gestalten leuchtet,
Wie der frische Blumenring,
Der, vom ersten Thau befeuchtet,
Um die junge Tellus hing.
„Siehst!“ sprach sie „was die Erde
Süßes hat, ich weih' es dir,
Sohn des Himmels; aber werde
Mein Getreuer, folge mir! —“

Zauber sprühn aus ihren Blicken;
Und ein weicher Schlummerduft
Trägt ein taumelndes Entzücken
Um sie her im Hauch der Luft.
Halb dem Zauber hingegeben,
Hat der Jüngling kaum Gewalt,
Seine Blicke zu erheben
Zu der stillen Huldgestalt.

Ruhig naht sie, wie der Friede;
Aber, wie mit Schmach bedeckt,
Fühlt sich zitternd der Aleide
Von der Tugend angeschreckt. —
„Keine Freuden goldner Tage“
Spricht sie „kann ich dir verleihn.
Rette, kämpfe, dulde, trage!
Deiner würdig, bist du mein.

Siegen ziemt dem Göttersohne;
Sich besiegen über weiht
Ihm die höchste Strahlenkrone
Himmlischer Unsterblichkeit. —“
Und der Jüngling — schöner blühend
Stand er da von der Natur,
Als er heilig sich und glühend
In die Hand der Tugend schwur.

Seine eigne Flamme dämpfend,
Willig Schwächern unterthan,

Geht der starke Sieger kämpfend
Seine große Heldenbahn.
Ungeheuer kämpft er nieder;
Aber seinem Frieden droht
Eine fürchterlichre Hyder
Als in Lerna's Sumpf, den Tod.

Ach, daß ihn die Tugend warne!
Weh! der freie Sieger fällt
Ueberwunden in die Garne,
Die der Reiz der Lust ihm stellt.
Friede noch, allein Iole
Trit ihm in den Heldenlauf,
Und er opfert dem Idole
Seine ganze Hoheit auf.

Wie ein Blitz aus heitrer Bläue,
Stürzt herein das Mißgeschick.
Grause That und Schmach und Reue
Hängen an Ioleys Blick.

Sieh! er reißt sie, ohn' Erbarmen,
Mit Verrath und Meuchelmord,
Aus des grauen Vaters Armen,
Aus des Bruders Armen fort!

Plötzlich fällt die Furie
Des Gewissens ihm an's Herz;
Und der süße Lebensfriede
Wandelt sich in wilden Schmerz.
Schrecklich rafft er ihn zusammen,
Seines Geistes letzten Schwung;
Auf dem Oeta in den Flammen
Büßt er die Entgötterung.

Und der Gott erringet wieder,
Was der Erdensohn verlor;
Die Verschattung sinkt darnieder,
Die Verklärung strahlt empor.
Schon der Hitze Seufzer dringet
Aus der Sterblichkeit herauf,

Und die freie Seele ſchwinget
Sich in's Reich der Tugend auf.

So furchtbar dämmert durch die Hülle
Der Sterblichkeit die Götterſpur,
Das Licht der tiefen Seelenfülle,
Der Glanz der höheren Natur.
Dem Blicke, welcher ſich an dem erhabnen Schimmer
Der Geiſtesfreiheit ſelig ſchaut,
O! wie erſcheint ihm hier das Bild der bunten Trümmer,
Womit das Glück ein Glück zuſammenbaut!
Der Thronkoloß ſtürzt ein zur grauen Schäferhürde,
Zum Knabenbau von heut, der morgen ſchon zerfällt!
Ja, blick' in die Natur, in ihre große Welt,
Und fühle dich in deiner Geiſteswürde
Hoch über ſie hinaus geſtellt!

Der Tag verſchied, er ging verſtummend unter;
Groß iſt die ſtille Welt, die hinter ihm erwacht.
Nun trit hinaus in dieſe dunkle Pracht!
Wie feierlich iſt ſie! wie heilig! Schau hinunter
In dieſe tiefe Herrlichkeit der Nacht,
Durch welche Sonnen hin, wie Strahlengötter, wandern!
Schau, wie das funkelnde Gewölbe dich umfängt!
Und wie von einem Pol zum andern
Die goldne Welttenkette hängt!
Die Glanzgeſtalten ziehn ſtill feiernd auf und nieder.
Mißt hier der Raum den Raum? zählt Stunden hier die Zeit?
O, ſtaun' empor! Die Weltunendlichkeit
Streckt tief in's Ewige hinaus die Rieſenglieder!

Siehst du den Menschen noch vor dieser
des Lichts?
Dieß Anschaun drückt, wie eine Würde,
Den Menschen nieder in ein Nichts.
Was hebt — was rettet ihn? — Die
Geisteswürde,
Die stark umfaßt, was sie erkor,
Hebt über Welten ihn empor.
Sie sind die Kette der Naturgewalten,
Und ihr Beruf ist: zu entfalten
Das weite Labyrinth der reichen Aetherflur
Durch welche freie Geister wandeln.
Der Mensch ist selbst sein Gott, und s
Beruf ist: Handel

Das Leben der Vernunft, der Freih
helle Spur,
Berechtigt ihn, sein Haupt so hoch em
zu heben,
Verwandlung wand der Weltnatur,

ung der Vernunft gegeben.
tief, und tiefer ſchon des Lebens Sonne
ſteht,
rettet die Vernunft aus den zerſtörten
Lauben,
nen ſchon die Zeit den letzten Kranz
verweht,
rtet ſich hinauf zu ihrem Glauben,
wie ein junger Held, durch die Ver-
wüſtung geht,
u der Tugend ſpricht: „Dein Kranz
wird nicht verwehen;
ibſt, wo hinter dir dein Schatten auch
verſchwand.
ugend kann nicht untergehen,
rch des Himmels iſt, und keinen Him- 576
mel fand. — “

lt hin zur feierlich-geheimnißvollen Pforte,
ehra's Hingang leuchtend noch erhellt!

Da tönen noch die seelenvollen Worte:
„Zum Wiedersehn sey mir gegrüßt, du Geisterwelt! — “
Dieß war der letzte Ton von einem schönen Liede,
Das in der zarten Frühlingsblüt' entschlief.
Es war, als ob ein Engeltag verschiede,
Der sanft in seine Ruh die Abendstille rief. —

Es werde hell um die geliebten Trümmer,
Und träumend sinke die Erinnerung,
Wie eine weiße Nacht voll Mondenschimmer,
Auf jede Stelle deiner Huldigung.
Laß die Vergangenheit — und ob dein Herz auch breche —
Mit allem, was sie war, o laß sie auferstehn,
Daß jeder Nachhall noch zu deinem Herzen spreche:
„Die Tugend kann nicht untergehn! — “

Und führe mich durch all die reichen Blüten
gänge
Des schönen Lebens hin, das selig dich um-
fing.
Es töne, wie ein Laut verhallender Gesänge,
Wo eine schöne That in ihrem Kranze ging.

Die Ruhe schwebe dort, wo Hehra zu
dem Harme
Den Frieden in die Hütte trug!
Und heilig sey der Raum, wo sie die ofnen
Arme
Der Rettung um das tief verirrte Mädchen
schlug!
Der Hügel sey geweiht, wo, sanft von Licht-
gewölken
Umleuchtet, Hehra ging! geweiht das Ufer-
gras,
Wo sie, umblüht von jungen Angermelken
Und holden Engelkindern, saß!

Und wo ſie betete, da winden Epheuranken,
Zur Tempelwölbung, ſich am Lindenſtamm hinauf!
Da ſchreck' ein tiefes Graun erſchütternde Gedanken
An Gott und Ewigkeit im frechen Sünder auf!
Dir aber ſäuſle von der Lindenkühle
Der Friede zu, der ſich in Hehra's Seel' ergoß,
Wenn die Begeiſterung erhabner Gottgefühle,
Wie Harfenlaut, von ihren Lippen floß.

Ihr ganzes Leben war die ſanfte Aeolsharfe,
Worin ein zartes Himmelsecho ſchlief;
Ein Lautenſpiel, aus welchem ſelbſt das ſcharfe,
Verwüſtende Geſtürm noch Harmonieen rief.
Und ihr Verſtummen — welch ein ruhiges Verſchweben!
O, ſanft entſchlief ihr Tag; er hatte ſchön gewacht!

Ein Genius — es war ihr Leben —
Trat leuchtend hin in ihre Nacht.
Du ſahſt es, wie vor ihm die Pforte
Des Todes ſchimmerte. Er nahte, wie die Ruh,
Und lächelte, und ſprach geweihte Worte,
Sprach einen Engel ſeinem Himmel zu,

Gefeiert ſey, vor allen Tempoſtellen,
Der Hügel, wo ſie ruht, in ſeiner Roſenluft!
Ein Himmelsahnen weht in jenem Lindenduft.
O ſieh! der Raſen bebt, als ſchlüg' er Blumenwellen
Empor an die geweihte Gruft.
Und jener Abend, den die Sommerblüte ſchmückte,
Der, wie ein ſchlafender, bekränzter Tag,
Auf deſſen Antlitz noch ein blaſſes Lächeln zuckte,
Sanft der Natur im Arme lag,
Der Sternenabend — einſt, wie das beſeelte Schweigen,

Und herrlich, wie vor Gott verklärte Geister
stehn,
Blickt er die Schatten an, die aus den
Trauerzweigen
Auf Hehra's Hügel niederwehn.
Vor ihm, vor diesem ernsten Zeugen
Befrage dich: Was willst du wiedersehn?
Die Schatten ihrer Seelengüte?
Den Blick, voll Huld und Licht? das Wan-
genroth, das zart
Aus einem innern Lenz herüber blühte,
Aus dem Gefühl, das von der Ahnung glühte,
Vor welcher sich der Geist der Zukunft offen-
bart? —
O, alles dieß sind Erdengaben!
Ein feiner, innrer Sinn, der hier begraben
In tiefer Hülle lag, wird glorreich aufer-
stehn,
Wird jede Geistesblüt' entschleiern,
Und wird das große Wiedersehn

Der Tugend und der Liebe feiern.
Die Wolken, welche hier noch zwischen Seelen stehn,
Die schattenden Gestalten, werden schwinden.
Ein leichter Hauch verhüllt dann nur den Strahlenkern;
Anleuchten wird der Stern den Stern;
Die Tugend wird die Tugend wieder finden.
Dann wird sich, wie das klare Bild
Der Sonn' auf mildern Au'n und sanftern Hügeln,
Im zarten Schleier, der es hüllt,
Das innre Leben reiner spiegeln.

Jenes Rosenlächeln nicht,
Nicht der Kranz von blonden Haaren,
Nicht, was die Gestalt umblühte;
Nein, die zarte Seelengüte
Wird den Himmel offenbaren,
Der zu deiner Seele spricht.

Hehra's Lebensmelodie,
Im ätherischen Erwachen,
Wird empor in Hymnen schweben.
Wohl wird jedes Engelleben
Himmlischer den Himmel machen;
Dich begeistern wird nur sie.

Wie ein weicher Flötenlaut,
Wird sich eine That dir nennen,
Welche Lieb' und Stille schufen.
„Das ist Hehra!" wirst du rufen.
O! dann wirst du sie erkennen
An dem Himmel, den sie baut.

Ja, Freund, wir werden seyn, wir werden noch des Schönen
Und Guten inniger und seliger uns freun;
Und lyrischer wird unser Leben tönen,
Mit schönen Seelen im Verein.
Dann wird dem edeln, frommen Späher

Der heilige Verhüllte näher,
Und lichter, stiller wird's um seine Tugend
seyn.
Erheben wird sie sich auf freierm Flügel,
Hin durch das neue Reich der Zeit;
Und heller strahlen wird an ihrer Stirn das
Siegel
Der heiligen Unsterblichkeit.

Unsterblichkeit! Gedanke, der du Leben
Und Licht in's Daseyn strahlst, und über
Zweifel siegst!
Wie hoch kannst du den Menschen heben,
Wenn du den Menschen überfliegst!

Unsterblichkeit! dir bringe dann die
Blume
Des Lebens ihren Purpur dar.
Du weihest am Naturaltar
Es ein zu seinem Götterthume.

Wenn Graun der Nacht an meinem
Pfade lauscht:
Dann leuchte du herab aus deines Lichtes
Fülle.
Erhebe mich, wenn laut das Leben mich
umrauscht,
Zur Ruhe deiner Geisterstille.

Geheim entlaubt die dunkle Hand den
Wald;
Und Schweigen ruht um längst versunkne
Trümmer.
Du tritst hervor in deinem leisen Schimmer,
Wie eine rettende Gestalt.

Du winkst, wenn mir die letzte Thrän'
entfließet,
Mich zur Vergötterung hinauf.
Ein Mensch, ein müder Pilger schließet,
Ein Gott beginnet seinen Lauf!

Anmerkungen.

Zum erſten Geſange.

V. 359. Das Unternehmen des tapfern Corſen San Piedro gegen die Genueſer, die Unterdrücker ſeines Vaterlandes, endete mit einem unglücklichen Erfolg. Er konnte nicht mehr retten, und flüchtete mit ſeiner Gattin, Vanina Ornano, und ſeinen beiden Söhnen nach Frankreich, um von dort aus kräftiger unterſtützte Verſuche zu Wiedereroberung der entriſſenen Freiheit einzuleiten. Die Genueſer wendeten ſich an Vanina, mit dem Erbieten, ihren Gatten zu begnadigen, und ihm die, der Einziehung zugeſprochenen, Güter zurück zu geben, wenn ſie die Rückkehr Piedro's nach Corſika bewirken würde. Vanina ſchwankte

lange, ob sie diesem Antrage Gehör geben sollte; und endlich wurde sie durch den Geistlichen, der der Lehrer ihrer Söhne war, zu dem Entschlusse bestimmt, nach Corsika zu gehen. Ihre Sachen waren eingeschifft, und sie selbst war schon auf der Reise begriffen, als Piedro davon Nachricht erhielt, und ihr sogleich einen Freund nachschickte, der sie einholte und zurück führte. Vanina stand unter dem Schutze des Parlements zu Aix. Piedro forderte, trotzig vom Parlemente seine Gattin; und Vanina folgte, gegen alle Warnungen, welche sie zurück zu halten suchten, ihrem Gatten nach Marseille, wo er ihr das begangene Verbrechen vorhielt, ihr eine kurze Zeit zur Beruhigung ihrer Seelenangelegenheit verstattete, und dann einem Sklaven befahl, sie zu erdrosseln. Vanina, mit einem Blick, den alle weibliche Hoheit und Würde bewaffneten, wendet sich an den Grausamen, der ihr Gatte war, und jetzt als ein harter Richter vor ihr steht — „Piedro," spricht sie, „darfst du mir von solchen unwürdigen Händen den Tod geben lassen?" — Piedro zupft den Sklaven zurück, bittet seine Gemahlin um Verzeihung der Schmach, die er, ihr zu zu fügen, im Begriff gewesen sey, und — erdrosselt sie mit eigner Hand. — Herr

Hofrath Becker hat in seinen Darstellungen diese Geschichte bearbeitet.

V. 362. Eumeniden, Rachegöttinnen.

V. 417 Pharus, ein Leuchtthurm, der den Schiffern auf offenem Meere zum Wegweiser und zur Warnung vor Syrten oder Klippen und Sandbänken dient.

Zum zweiten Gesange.

V. 77 und 78. Zenith und Nadir — zwei Punkte an der Hohlkugel des, uns umgebenden, Himmels. Zenith ist der Punkt gerade über unserm Haupte; Nadir der Punkt gerade unter uns, an der Seite des Himmels, der die entgegen gesetzte Hälfte der Erdkugel umgiebt.

V. 328—344. Orion ist das schönste, glänzendste Gestirn des ganzen Himmels, und steht unter den südlichen Sternbildern. — Die Hyaden und das so genannte Siebengestirn, die Plejaden, befinden sich am südlichen Himmel im Sternbilde des

Stieres; jene vorn am Kopfe, diese am Rücken desselben. Die erstern werden die Regensterne genannt.

V. 345. Der Schwan — ein nördliches Sternbild neben der Leier in der Milchstraße.

V. 365. Die Milchstraße ist der merkwürdige, lichte Kreisbogen, der sich durch den Himmel zieht, und in mehrere, blässere und hellere Streifen theilt. Sie enthält eine Unermeßlichkeit von Sonnenwelten.

V. 380. Dioskuren — Söhne Jupiters, Kastor und Pollux, ein Gestirn des östlichen Himmels. — Die Fabel erzählt: von diesen beiden, aus den Eiern der Leda entsprungenen, Brüdern sey Kastor sterblich, Pollux aber, vom Jupiter abstammend, unsterblich gewesen. Kastor fiel in einem Zweikampfe. Pollux trauerte über den Verlust dieses innigst geliebten Bruders, und bat den Jupiter, ihm selber das unsterbliche Leben zu nehmen, oder zu vergönnen, daß er mit seinem geliebten Bruder die Unsterblichkeit theilen möge. Jupiter gewährt die Bitte. Beide wurden unter die Stern-

ie versetzt, und genossen das Loos der Lichtwelt und der Schattenwelt gemeinschaftlich.

V. [illegible] Die Jungfrau. — Dieß Gestirn des nördlichen Himmels ist eins der schönsten und größten im Thierkreise.

V. [illegible] Lyra — ein nördliches Sternbild.

V. [illegible] Arctur — ein Fixstern des nördlichen Himmels, im Bootes, dem so genannten Bärenführer. Er glänzt in einem hellen, röthlichen Lichte.

V. [illegible] Das Sterngewölk. — Die große und die kleine Wolke sind zwei Haufen kleiner, fast wie lichtes Nebelgewölk erscheinender, Sterne, die befinden sich in der Nähe des Südpols.

V. [illegible] Der Sirius — ein lebhaft funkelnder Fixstern. Er ist der glänzendste Stern am ganzen Himmel, und befindet sich an der südlichen Himmelsseite im Sternbilde des großen Hundes.

V. [illegible] Uranus ist ein, zu unserm Sonnensystem gehöriger, neuerlich entdeckter Planet. Er ist [illegible] Millionen Meilen von der Sonne entfernt.

V. 409. Venus — ein bekannter Planet unsers Sonnensystems.

Zum dritten Gesange.

V. 309. Kassandra — eine Tochter Priamus, des Königs von Troja. Sie besaß vom Apoll die Gabe der Weissagung, und verkündete das traurige Loos des väterlichen Throns und ihrer geliebten Vaterstadt, die von den Griechen erobert und vernichtet wurde, vorher.

V. 314—332. Peneus — Fluß in Griechenland. Hellas — der alte Name Griechenlands. Charis — Huldgöttin, Grazie. Heroen — Halbgötter, Helden.

V. 349. „Erhabne Worte spricht der Hain" u. s. f. Geweihte Haine waren es, in deren geheimnißvollem Dunkel die Orakel ihre hohen Göttersprüche vernehmen ließen. Der dodonische Wald in Epirus verhüllte in seinen heiligen Schatten ein Orakel des Jupiters.

V. 352. Die schöne Dichtung von Amor und Psyche verschleiert die zarten Vorstellungen von Sieyn

und Werden. Die Psyche, mit Schmetterlingsflügeln, deutet auf ein geistiges Wesen, welches, aus der gröbern Erdenhülle empor gehoben, eines höhern Daseyns genießt. Sie ist die Vermählte Amors, die unsterbliche Genossin der himmlischen Liebe. Amor hatte Psychen oft gewarnt, nicht nach zu forschen, wer ihr Liebhaber sey. Aber, auf die Vorstellungen ihrer Schwestern, die nach ihrem Wunsch ihr zugeführt waren, und, auf das Glück ihrer Schwester neidisch, ihr den Wahn einflößten, ihr Liebhaber sey ein Ungeheuer, trat sie im Dunkel der Nacht mit einer brennenden Lampe, und bewafnet mit einem Dolche, zu dem Lager des schlummernden Amors, um sich von dem gefürchteten Ungeheuer zu befreien. Doch wie erstaunte sie, an dessen Statt den himmlischen Amor selbst zu erblicken! Sie zitterte, und ein brennender Oehltropfen fiel auf Amors Schulter. Er erwachte, und verstieß zürnend die getäuschte Psyche. Die Unglückliche irrte nun trostlos auf der ganzen Erde umher, den verlornen Gott auf zu suchen und zurück zu flehen. Sie mußte sich harten Büßungen unterwerfen, bis sie endlich von Amor, der sie noch liebte, wieder aufgenommen, und in die Versammlung der himmlischen eingeführt wurde, wo sämmtliche Göt-

ter an der Vermählung Psychens mit der himmlischen Liebe Theil nahmen. — So glorreich kehrt der Himmelsfunke zu seinem Ursprunge zurück.

Zum vierten Gesange.

V. 104. Dryaden — Waldgöttinnen, die im tiefsten Dunkel der Haine wohnten.

V. 375. Las Casas war Bischof von Chiapps in Mexiko. Er gab im Jahr 1542 eine Schrift heraus: Ueber die Mittel, Indien zu verbessern, und übersandte sie Kaiser Karln dem fünften. Eine zweite Schrift von ihm führt den Titel: Die Verheerung Indiens. In beiden Schriften hält er den Tyrannen dieses, mit einer schaudervollen Grausamkeit unterjochten, Landes die Härte und Ungerechtigkeit vor, unter welcher die unglücklichen Indier in den drückendsten Ketten der Sklaverei verschmachten mußten. Er zeigte, daß es das Christenthum entehre, diese Mitgenossen einer Religion der Menschlichkeit, der schrecklichsten Unmenschlichkeit Preis zu geben. Aber was hatten jene Ungeheuer, die sich Christen nannten, mit

der Menschlichkeit zu thun. Dem Las Casas stellte sich ein Widerstand entgegen, der ganz die Miene der Verfolgung trug. Doch verlor er nicht den Muth, für seine Unglücklichen zu thun, was der Drang der Umstände ihm übrig ließ. Gezwungen endlich von der Noth, schlug er freilich, leider! den Tyrannen Westindiens vor, die, den christlichen Indiern ab zu nehmenden, Sklavenketten den heidnischen Schwarzen an zu legen. Von diesem Vorschlage an datirt sich der, die Menschheit schändende, Sklavenhandel, gegen den der Genius der neuern Zeit seine Stimme so laut erhoben hat, daß selbst Pitt ihm das Gaukelspiel einer absichtlich vergeblichen Bemühung, als ein heuchlerisches Opfer, schuldig zu seyn glaubte. — Las Casas wurde durch die drängende Noth, durch spanischen Despotismus, zu einem Vorschlage hin geschreckt, der seinem Herzen widersprach. — Es ist ein entzückender, unvergänglicher Kranz, den Engel, im dritten Theile des Philosophen für die Welt, auf das Grab dieses Weisen niederlegte.

V. 415. Vesta — die Göttin, welche den Erdkreis mit heiliger, unverlöschbarer Gluth belebte. Ihr geheimnißvolles Wesen hüllt die Fabel in einen keuschen Schleier. Sie ist eine jungfräuliche Gott-

heit; daher ihr Gottesdienst von gemeineren, keuschen Jungfrauen verwaltet wurde.

V. 435. Athene — Pallas Athene, oder Minerva. Sie trug den Sieg davon, als zwischen ihr und dem Neptun die Frage streitig war, nach wessen Namen die Hauptstadt Attika's genannt werden sollte. Diese Stadt erhielt nach ihr den Namen Athen, und ward der Sitz der bildenden Künste.

V. 442. Aonischer — oder griechischer Gesang. Der aonische Berg in Böotien war den Musen geheiligt.

Zum fünften Gesange.

V. 256. Als Cäsar Rom unter seine Herrschaft zwang, und Brutus im letzten Kampfe für die Freiheit seines Vaterlandes überwunden war, rief er anklagend aus: „O, Tugend! ist das dein Lohn?“

V. 281. Büffon starb an dem schmerzhaften Uebel, die Grieskrankheit genannt.

V. 372. Tiberius, Roms tyrannischen Gebieter, beherrschte die Heuchelei nicht durch zu setzen, mit welcher er seine schändliche Regierung begann. Von Laster zu Laster fortgerissen, floh er endlich vor dem Gepränge seiner Schande nach der einsamen Insel Capräa, setzte dort seine Greuelthaten fort, und kam seit dem nicht mehr nach Rom zurück.

V. 380. „Sie (die Tugend) ist's, die schaudernd auf in Alexandern wacht" u. s. w.

Es ist bekannt, daß Alexander die Mutter, die Gattin und die Kinder des, von ihm überwundenen, und von mazedonischen Soldaten getödteten, Darius, gegen die Sitte der damaligen Zeit, mit wahrhaft königlicher Huld aufnahm, und sie einer würdigen Behandlung übergab.

V. 431. „Die Frevlerin dort hört die Wetterwolke schelten" u. s.

Montespan, des vierzehnten Ludwigs Mätresse, fühlte die Verschuldungen, welche ihr Gewissen belasteten, nie stärker, als wenn ein Gewitter am Himmel herauf zog. Mit Angstschweiß über-

gossen, riß sie ein Kind auf ihrem Schooß, und glaubte durch dessen Unschuld gegen die zürnenden Blitze des Himmels gesichert zu seyn.

V. 467. Nemesis — eine geheimnißvolle, dunkle Gottheit, welche die verborgensten Frevel bestraft. Im Menschen ist ihr Repräsentant das Gewissen.

Zum sechsten Gesange.

V. 60. Thetis — eine Tochter des Meergottes Nereus, Vermählte des Königs Peleus, tauchte ihren Sohn Achil in die Fluthen des Styx, wodurch er bis auf die Ferse, an der sie ihn beim Untertauchen hielt, unsterblich und unverletzbar wurde. Im trojanischen Kriege erhielt er gerade an dieser Stelle eine Wunde, und starb.

V. 103. Die Erzählung des Livius, daß sich Curtius, zum Opfer zürnender Gottheiten, in die Pesthöhle gestürzt habe, welche mitten in Rom ihren Schlund aufriß, strahlt wenigstens den Charakter der Energie des Römers zurück; und in so fern liegt darin eine symbolische Wahrheit.

J. 254. Regulus war in dem Kriege Roms gegen Karthago in die Gefangenschaft gerathen. Mit einer karthagischen Begleitung wurde er nach Rom gesandt, um von seinen Mitbürgern den Frieden für Karthago zu bewirken. Er wußte zuvor, was er sich versprechen, wenn er den Frieden nicht bewirkte, in die Gefangenschaft zurück zu kehren. Er kam in Rom an; aber weit entfernt, zum Frieden zu rathen, foderte er die Römer vielmehr eifrig auf, den Krieg fort zu setzen. Er sahe voraus, welches Loos ihn treffen würde, wenn er nach Karthago zurück kehrte; aber er hatte sein Wort verpfändet, ging zurück und überlieferte sich dem martervollen Tode.

J. 252. Laren — Hausgötter, die auf dem Herde ihren Sitz hatten.

J. 215. Als Rom erfordert war, theilten die Triumvirn, Octavius, Lepidus und Antonius unter sich den zerrütteten römischen Staat. Sie opferten, um sich aus zu gleichen, einer dem andern die liebsten Freunde auf. Octavius gab, nach langem Sträuben, seinen Freund Cicero der Rache des Antonius hin.

V. 225. Der zweite Philipp von Spanien, dieser düstre Tyrann, war der Leibeigene dreier Tyrannen: der Herrschgier, des niedrigsten Hochmuths und der kleinlichsten Eitelkeit, zu denen sich noch die blutigste Rachsucht gesellte. Seine arglistvolle Regierung war ein fortgesetztes Lügensystem. Seinen nächtlichsten Greuelthaten, die nicht zu verbergen waren, legte er schwülstige Worte und moralische Sprüche in den Mund: Humanität auf den Lippen; Unmenschlichkeit im Herzen, foderte er Glauben, mit dem Schwert in der Hand. Die Politik trieb er so weit, daß er die ungeheuersten Lügen mit einem religiösen Ernste auftreten und mit öffentlichen Dankgebeten ankündigen ließ. Neben dieser frechen Gottesverhöhnung gleichzeitig, wohnte in ihm der furchtsamste Aberglaube, der seinem Blicke eine gewisse Unstätigkeit gab, und seine ganze Haltung gleichsam in Bruchstücke zerlegte, die sein innerstes Leben verriethen.

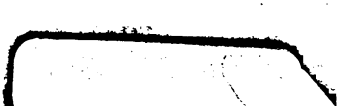
V. 387. Die beiden Söhne des Brutus hatten sich in eine Verschwörung gegen den Staat eingelassen. Brutus, Roms Konsul, ließ beide vor seinen Augen hinrichten, und verschloß sich, als die Gesetze befriedigt waren, mit dem tief verwun-

deten Vatergefühl, in die Einsamkeit, um über sein hartes Schicksal zu trauern.

V. 431. Herkules, den die alte Dichtung als das Ideal der Selbstverläugnung und der freien Thätigkeit aufstellt, hatte neben der Kraft, die ihn beseelte, manche Schwäche. Die Göttlichkeit, die sein Wesen überstrahlte, war mit tiefen Schatten vermischt. Besonders fand er in seinen Vermählungen seinen Tod, der der Uebergang zu seiner Vergötterung wurde. Als er auf seinen Zügen nach Euböa kam, erblickte er Jolen, eine Tochter des Königs Eurytus. Von ihren Reizen gefesselt, verlangte er sie zur Gemahlin, ohngeachtet er mit Dejanira vermählt war. Eurytus schlug dem Herkules sein Verlangen ab, wofür dieser sich durch den Mord an dem Sohne des Eurytus rächte. Diese grause That befleckte seinen Ruhm, und er mußte sie durch tiefe Erniedrigungen büßen. Nachdem die Zeit dieser Bußungen überstanden war, ging Herkules gleichwohl zu dem Eurytus zurück, eroberte die Königsstadt, erschlug den Eurytus, nahm Jolen gefangen, und sandte sie zu seiner Gemahlin Dejanira. Diese fürchtete in der Jole eine Nebenbuhlerin, und glaubte, daß sie eilen müsse, von

einem bittern Gebrauch zu machen, welches ihr die Zuneigung des Herkules erhalten sollte: es war das vergiftete Blut des, vom Herkules getödteten, Nessus. Sie befleckte damit ein Unterkleid, welches sie dem Herkules mit der Bitte zuschickte, es an einem feierlichen Opfertage zu tragen. Herkules legte das Kleid an, als er den Göttern opferte. Sogleich empfand er die Wirkung des Giftes, und zuckende Qualen fuhren durch seine Glieder. Durch seinen Sohn, den Hyllus, ließ Herkules sich auf den Berg Oeta bringen, um durch einen freiwilligen Tod seine Leiden in den Flammen zu enden. Schon umgab ihn die lodernde Gluth, und nun heiterte sein ganzes Wesen sich auf. Er hatte für seine Vergehungen gebüßt; das Sterbliche fiel ab von ihm, und sein reinstes Selbst stieg geläutert zu den Göttern empor.

V. 452. Tellus — die Erde.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building